It. sing.
626
m

Jt. sing. 626 m

Va

164

Reise

im

nördlichen Africa,

in den Jahren 1818, 1819 und 1820.

Aus dem Englischen des Capitän G. F. Lyon.

(Aus dem Ethnograpischen Archiv besonders abgedruckt.)

Jena,
in der Bran'schen Buchhandlung.
1822.

Wb/62/334

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Reise im nördlichen Africa,

in den Jahren 1818, 1819 und 1820.

Aus dem Englischen des Capitän G. F. Lyon.

Bayerische Staatsbibliothek München

Wir theilen hier unsern Lesern einen gedrängten Auszug aus einem zu London 1821 unter dem Titel a Narrative of travels in northern Africa in the years 1818, 19, 20 erschienenen Werke mit, welches über einen bis jetzt nur sehr wenig bekannten Theil des Erdbodens sehr interessante Notizen und Bemerkungen enthält. Der Verfasser desselben ist der Englische Marinecapitän Lyon, welcher den von der Brittischen Regierung zu einer Entdeckungsreise ins Innere von Africa ausgesendeten Gelehrten Hrn. Ritchie auf dieser Reise begleitete, nach dessen in Murzuck erfolgten Tode sie allein weiter fortsetzte, und dessen Tagebücher bei seiner Reisebeschreibung benutzte.

I.

Reise von Tripoli nach Murzuck.

1. Sitten und Gebräuche der Tripolitaner.

Im September 1818 kam Herr Ritchie, ein Mann von ausgezeichneter Gelehrsamkeit und Talenten, der von der Brittischen Regierung zu einer Entdeckungsreise in das

Innere von Africa ausgeschickt worden war, zu Malta an, von wo aus ihn der Capitän Marryat von der königlichen Flotte auf seinen Reisen begleiten sollte. Dieser letztere war aber durch verschiedene Umstände hieran verhindert worden, und ich erbot mich daher, statt seiner den Hrn. Ritchie zu begleiten, welcher auch mein Anerbieten sogleich annahm, und sich an den Admiral Penrose, der das Obercommando über die Englische Marine im Mittelländischen Meere führt, wandte, um mir den nöthigen Urlaub durch dessen Vermittlung von den Lords der Admiralität zu London auszuwirken. Er selbst reiste einstweilen in Begleitung eines Schiffszimmermannes Namens Belford, den er zu Malta in Dienst genommen hatte, und eines Franzosen, Herrn Dupont, der auf der Reise die naturhistorischen Gegenstände sammeln und ordnen sollte, nach Tripoli voraus. Die Zwischenzeit, bis ich den erbetenen Urlaub erhielt, wendete ich dazu an, mich zu der zu beginnenden Reise gehörig vorzubereiten, und vornehmlich die Arabische Sprache zu erlernen. Am 25. November langte ich endlich ebenfalls in Tripoli an und fand Herrn Ritchie noch daselbst, der auch dem Anschein nach seine Reise in das Innere noch nicht so bald anzutreten Willens war. Es war nämlich seine Absicht, nach Murzuck, der Hauptstadt von Fezzan, zugleich mit dem damals in Tripoli anwesenden Sultan jenes Landes zu reisen, daher er sich nach dem Aufbruche desselben richten mußte.

Dieser Sultan von Fezzan, der indessen bloß den Titel Bey in Tripoli führt, heißt Mohammed el Mukni, ist ein Mann von ungefähr 50 Jahren, schönen kriegerischen

Ansehens und mit einer außerordentlichen Körperkraft begabt; dabei besitzt er aber einen unersättlichen Ehr- und Geldgeiz. Früher war er bloß Bey el Noba oder Einsammler des Tributs, den der Dey von Tripoli von dem Sultan von Fezzan erhob, und reiste in dieser Qualität jährlich in dieß Land. Hiebei machte er bald die Bemerkung, daß dieser Tribut nur einen sehr geringen Theil der unermeßlichen Einkünfte des Sultans ausmachte, und beschloß, den letztern und seine Familie zu stürzen und sich selbst der Stelle desselben zu bemächtigen, was ihm auch im Jahr 1811 mit leichter Mühe gelang, da er bei dem Dey von Tripolis sehr in Gunst stand und ihm versprach, statt des bisherigen Tributs von 5000 Piaster den dreifachen Betrag desselben zu entrichten. Der vorige Sultan wurde nebst seiner Familie und den vornehmsten Mammelucken umgebracht, und Mohammed hatte sich nicht sobald in seinem neuen Reiche festgesetzt, als er seine schutzlosen Nachbarn mit Krieg überzog, und jährlich 4000 bis 5000 von ihnen zu Sclaven machte und verkaufte. Grade damals, als wir in Tripoli uns befanden, war er von einer solchen Sclavenjagd in Kanem mit einer großen Beute von Menschen und Thieren nach jener Hauptstadt zurückgekehrt, und schickte sich zu einem neuen Kriegszug gegen die Einwohner von Wadey (das Borgoo Browns, südöstlich von Fezzan gelegen) an; die Zubereitungen zu demselben verzögerten aber seine Rückkehr nach seiner Hauptstadt Murzuck, und mithin auch unsre Abreise, da Herr Ritchie ihn, wie ich schon gesagt habe, begleiten wollte. Er hatte öfters sich sehr günstig sowohl gegen Herrn Ritchie als ge-

gen mich geäußert, und versprach uns, wenn wir erst auf seinem Gebiete uns befänden, allen möglichen Schutz und Beistand zu gewähren und uns als seine Brüder zu behandeln.

Unter diesen Umständen hielten wir es für das Beste, unsre Abreise bis zu der unseres neuen Protectors zu verschieben, da wir unter seinen Auspicien desto sicherer zu reisen und seine Versprechungen bei unserer Ankunft in seinem Königreiche sicher erfüllt zu sehen hofften. Einige Tage nach meiner Ankunft in Tripoli ward ich von dem dasigen Englischen Consul, Oberst Warrington, dem Dey (Bashaw) vorgestellt, und zwar als Rays oder Commandeur eines Kriegsschiffs. Diese Rangerhöhung war als durchaus nöthig befunden worden in einem Lande, wo man keine Abstufungen des Rangs kennt, und wo ich bei den Großen weniger gut aufgenommen worden wäre, wenn ich mir einen niedrigern Character hätte beilegen müssen. Der Dey rieth uns ausdrücklich an, uns nach mohrischer Weise zu kleiden; auch folgten wir diesem Rath, und hielten uns, bis wir uns dergleichen Kleider verschafft hatten, meistens zu Hause.

Am 5. December erhielten wir eine Einladung, den Abend bei dem Sheik el Bled oder Gouverneur der Stadt zuzubringen, und nahmen dieselbe an, nachdem wir uns den Kopf und den Bart (den wir hatten wachsen lassen und der sich bereits ziemlich stattlich ausnahm) von einem alten Barbier gehörig hatten zurecht machen lassen.

Wir trugen diejenige Art von Kleidung, die unter den vornehmen Tripolitanern Mode ist, und von der es zwei

verschiedene Arten, eine lange und eine kurze Tracht giebt. Der Hauptbestandtheil dieser letztern sind zwei Wämser und eine Jacke; bei der langen Tracht aber statt der Jacke ein Kaftan. Man wählt zu ihnen hauptsächlich recht glänzende und flimmernde Farben, ohne eine bestimmte vorzugsweise zu tragen. Eben so sind die Turbans sehr verschiedenartig von Farbe; nur dürfen bekanntlich grüne Turbans nur die Scherefs, oder diejenigen, die von dem großen Propheten abstammen, tragen, und blaue sind nicht gewöhnlich bei den Muhamedanern, weil dieß die Leibfarbe der Juden ist. Beim Reiten bedient man sich Stiefeln von rothem oder gelbem maroccanischen Leder; sonst gewöhnlich gelber Pantoffeln, über welche man beim Ausgehen noch stärker besohlte von der nämlichen Farbe zieht, die man dann beim Eintritt in ein Haus an der Thür desselben stehen läßt. Die mittlern Volksclassen tragen rothe Schuhe; die Juden dürfen nur schwarze tragen. Das Sattelzeug der Pferde ist eben so flimmernd und überladen als die Kleidung der Reiter; die Sättel sind vorn und hinten sehr hoch, ungefähr wie die Spanischen. Unter ihnen liegen auf dem Rücken der Pferde fünf oder sechs Decken von verschiedenen Farben, die alle so gelegt sind, daß die Kanten einer jeden gesehen werden können. Die Sättel selbst sind häufig mit goldgesticktem Sammet reichlich geschmückt; die Steigbügel sind einen Fuß bis zwanzig Zoll lang, und in der Regel vergoldet.

Nachdem wir uns in Hinsicht unserer Kleidung völlig zu Tripolitanern umgemodelt hatten, hielten wir es für rathsam, uns überhaupt dieß ganze Aeußere und die Ma-

nieren der Muselmänner anzueignen, und tauften unsre Europäischen Namen in Arabische um; Herr Ritchie nannte sich Yussuf el Ritchie, Belford Ali, Herr Dupont Mourad, und ich nahm den Namen Said ben abd Allah an. Ein bei einer der Moscheen angestellter muselmännischer Geistlicher (Fighi) kam zu festgesetzten Stunden zu uns und gab uns Unterricht im Lesen, und mir besonders vollständige Anweisung in allen religiösen Ceremonien, die bei dem Gebete üblich sind, welche ich sodann auch meinen Reisegefährten beibrachte.

Während unsers Aufenthalts in Tripoli hatte ich Gelegenheit, einem festlichen Aufzug der Marahboots beizuwohnen. Es ist dieß eine in allen Muhamedanischen Ländern sehr berühmte Secte sogenannter Heiliger, die dieß aber nur dem äußern Anschein nach sind. Sie enthalten sich aller verbotenen geistigen Getränke, vermeiden alle profane und schmutzige Ausdrücke, begnügen sich mit der von dem Koran festgesetzten Anzahl von Weibern (nämlich mit vier) und enthalten sich des in Tripoli sehr gewöhnlichen ehebrecherischen Umgangs mit fremden Frauen. Uebrigens zeichnen sie sich vor Allem dadurch aus, daß sie sich bei ihren Festlichkeiten für inspirirt ausgeben, und auf ihren Processionen durch die Stadt und in ihren Moscheen sich wie Besessene und Wahnsinnige gebärden, fürchterlich brüllen, ihre Zungen zerbeißen, so daß das Blut ihnen aus dem Mund strömt, auf den Köpfen gehen, während sie sich von andern halten lassen, kurz das unsinnigste Zeug treiben, was man sich denken kann. So lange ihre Procession dauert, darf es kein Jude oder Christ wagen, sich

auf der Straße blicken zu lassen, indem er von dem Pöbel, der diese Heiligen haufenweis begleitet, sogleich in Stücke zerrissen werden würde; sogar an den Fenstern darf sich kein Ungläubiger sehen lassen, wenn er nicht von einem Steinregen begrüßt seyn will. Ich hatte es aber in meiner mohrischen Tracht dennoch gewagt, der großen Procession derselben an dem Jahresfeste dieser Secte, welches auf den 9. Januar fiel, beizuwohnen, und kam glücklich und wohlbehalten, ohne entdeckt zu seyn, wieder in unsre Wohnung zurück.

Zu einem Marahboot wird vorzüglich die Kunst erfordert, Schlangen und Scorpionen aufnehmen und handhaben zu können, ohne von ihnen verletzt zu werden. Ich hatte Lust, mir den ehrwürdigen Titel eines Murahboots zu verdienen, und lernte durch einige Uebung sehr bald jenes Kunststück. Um indessen diese vorgeblichen Heiligen und ihre Ceremonien besser kennen zu lernen, schickte ich zu einem der berühmtesten von ihnen, und ließ ihm meinen Wunsch kund thun, ebenfalls in seinen Orden zu treten. Er kam hierauf zu mir, verrichtete eine Unzahl von Gebeten und Ceremonien, spuckte in meine Hände, nahm Rosenwasser in seinen Mund, besprützte damit sodann mein Gesicht, und wusch sich dann seinen Mund und seine Hände in Rosenwasser, welches er hierauf in eine Flasche füllte, und mir gebot, täglich eine Dosis von diesem geweihten Getränk zu mir zu nehmen; dann würde ich eben so sicher gegen den Scorpionenstich und Schlangenstich seyn, als er selbst!

In Tripoli befinden sich mehrere Bazars (Markt- oder Kaufplätze), die alle Tage offen stehen. Die Sclaven und andere Waaren werden von Ausrufern vor den Buden der Kaufleute ausgeboten; sie machen ein beständiges Geklingel, um mit ihren Glöckchen das letzte höchste Gebot anzuzeigen. Die Juden haben ein besonderes Quartier in der Stadt, woselbst ihre Buden stehen, und in welches sie alle Tage bei Sonnenuntergang eingeschlossen werden; dieser Platz heißt Zanga t'el Yahood. Sie sind wie allerwärts sehr unterdrückt, haben aber dennoch fast allen vortheilhaften Handel und Verkehr an sich zu ziehen gewußt.

Es giebt auch in dieser Hauptstadt einige wenige Schulen, in denen auf eine sehr nothdürftige Weise Lesen und Schreiben gelehrt wird. Uebrigens wird es gar nicht erfordert, um ein angesehener Mann zu seyn, oder ein wichtiges Staatsamt zu bekleiden, daß man irgend einige wissenschaftliche Kenntniß besitze. So kann z. B. der gegenwärtige Minister des Deys, Sidi Hamet, der früher Rays el Marsa oder Oberaufseher des Hafens war, weder lesen noch schreiben. Wir hatten öfters von diesem Umstand gehört, aber ihn nicht geglaubt, und wollten uns selbst von der Wahrheit oder Unwahrheit des Gerüchts überzeugen. Wir gaben ihm daher eines Tags den Koran in die Hand, und zwar auf die verkehrte Weise, mit der Bitte, uns einige Zeilen daraus vorzulesen. Er umging dieselbe dadurch, daß er erklärte, er wolle erst einige Zeit selbst für sich darin lesen, heftete auch ziemlich lange seine Blicke darauf, indem er das Buch fortwährend verkehrt

hielt, ohne dieß zu bemerken, und gab uns dasselbe endlich mit der Bemerkung zurück, es sei sehr gut geschrieben. Dagegen gilt der Scheik el Bled oder Gouverneur der Stadt für einen sehr unterrichteten Mann und Gelehrten, obgleich er früher als bloßer Bootsmann im Hafen von der Stadt gedient hatte. Er hat auch seinen Sohn zu einem Römisch-Catholischen Priester in die Schule geschickt, um die Italienische Sprache zu lernen.

Betrunkenheit findet in Tripoli noch häufiger Statt, als selbst in den Hauptstädten Englands. Es giebt dort öffentliche Weinhäuser, vor deren Thüren die Mohren haufenweis sitzen, und ohne den geringsten Gewissensscrupel trinken, und auf der Soldanah oder der Hauptwache befinden sich fast immer einige Trunkenbolde. Auch der größere Theil der bessern Volksclassen liebt den Trunk sehr; das beliebteste Getränk ist Rosolia, ein Italienischer Liqueur. Von Weibern, die sich Preis geben, giebt es eine sehr große Anzahl; sobald sie aber als solche bekannt sind, müssen sie in einem besondern Theile der Stadt, Zangat 'el Ghaab (Bordellgasse), sich aufhalten, woselbst sie unter der Controlle eines eigends dazu bestellten Chowse oder Oberaufsehers stehen. Auch liegt ihnen die Verpflichtung ob, die Hunde des Deys, die das Arsenal bewachen, täglich zu füttern.

Was die Sprache belangt, so wird fast von allen Einwohnern Tripolis eine Art verdorbenes Italienisch gesprochen, wodurch die Communication zwischen ihnen und den Europäern, die mit ihnen Geschäfte abzumachen haben, sehr erleichtert wird.

Ich machte die Bemerkung, daß eine ziemlich seltsame und auffallende Sitte unter den Mohren und Arabern Statt fand, und zwar vom Dey selbst an bis zum ärmsten Cameeltreiber; nämlich das Rülpsen (eructation), welches sie so oft und so laut bewerkstelligen, als sie nur immer können. Die vornehmsten Männer verrichten diese Ceremonie auf eine wahrhaft feierliche und würdevolle Art; sie streicheln dabei ihren Bart, und danken Gott für die verliehene Erleichterung. Der Sultan von Fezzan, Mukni, hatte es in dieser Sache zu einer wahren Virtuosität gebracht, und sein Sohn, ein Knabe von acht Jahren, zeigte bereits herrliche Talente, es seinem Vater künftig einmal darin gleich zu thun! Diese beiden letztgenannten Personen hatten auch eine besondere Art und Weise sich angeeignet, ihre Nasen mit den Zipfeln ihres Turbans zu putzen.

Mammelucken (die meistens entweder Renegaten oder aus Georgien und Circassien erkaufte Sclaven sind) stehen zu Tripoli im größten Ansehen, und haben die bedeutendsten Staatsämter inne, auch dürfen die Töchter des Deys bloß an sie verheirathet werden. Der Admiral der Flotte ist ebenfalls ein Mammeluck, und zwar von Geburt ein Schotte, der jetzt Mourad Rais heißt; er war während unsrer Anwesenheit grade in Verbannung, wir erfuhren aber von unserm Consul und den vornehmsten Einwohnern, daß er ein Mann von dem trefflichsten Character sei.

Wenn der Dey in die Messchia (oder die Gärten hinter der Stadt nach der Wüste zu) reitet, so begleiten ihn

seine Söhne und eine große Schaar Reiter, die aus Mammelucken und den vornehmsten Personen seines Hofstaats besteht, alle sehr gut beritten, und prachtvollan gekleidet. Uebrigens reiten sie ohne alle Ordnung bunt durch einander um ihn her, und haben keine Idee von irgend einer regelmäßigen Bewegung in Reihe oder Glied. Wenn es Einigen einfällt, so sprengen sie seitwärts vom Zuge weg ins freie Feld, und tummeln sich mit ihren Rossen laut schreiend und ihre Flinten wie Piken schwingend eine Zeitlang herum, worauf sie dann wieder an ihre Stelle zurückkehren. Ihre Pferde sind trefflich zugeritten und sehr gut an ein Manöver gewöhnt, welches sich sehr gut macht. Es sprengen nämlich gewöhnlich bei der Rückkehr in die Stadt immer je zehn und zehn aus dem Zuge in vollem Galopp hervor, und feuern ihre Gewehre zu gleicher Zeit ab; in dem Augenblick, in welchem die Explosion geschieht, werfen sich die Pferde von selbst herum, und sprengen an ihren vorigen Platz zurück.

Mehr als die Hälfte der Garden des Deys sind Schwarze, und da sie alle verschiedenartig gekleidet sind, so bieten sie einen ziemlich wunderlichen und seltsamen Anblick dar; eben so vielfarbig sind die Farben und Decken ihrer Pferde, deren Gebiß so scharf ist, daß sie meistens blutige Mäuler haben. Die Reiter bedienen sich ihrer langen Steigbügel statt der Sporen, und zwar gewöhnlich auf eine sehr unbarmherzige Weise, so daß sie damit oft tiefe Wunden in die Seiten der armen Mähren stoßen. Es gilt übrigens für ein Zeichen eines höhern Standes, auf

die Keulen der Pferde Linien oder Sterne einbrennen zu lassen.

Die Art und Weise, wie die Criminaljustiz zu Tripoli (und überhaupt fast in allen Mohamedanischen Staaten) gehandhabt wird, weicht von unsrer Europäischen sehr ab. Zwar bezeichnet schon das Gesetz einige Handlungen als Capitalverbrechen; die meisten stempelt aber hierzu das Belieben und die Laune des Deys, und in diesen Fällen besteht der ganze Criminalproceß in der sofort erfolgenden Execution, entweder durch Hängen, Köpfen oder Erdrosseln des Schlachtopfers. Zum Amt eines Henkers nimmt man übrigens nie einen Mohren, sondern der erste beste Jude, der grade bei der Hand ist, muß dasselbe vollziehen. Die Tortur wird noch oft angewendet, und wahrscheinlich viel öfter, als man weiß oder zu erzählen wagt, da sie allemal in den Gefängnissen des Castells vorgenommen wird. Diebstahl wird zufolge einer Vorschrift des Korans mit Abhauung einer Hand bestraft; ist er sehr beträchtlich gewesen, so wird noch ein Fuß abgehauen, und bei Wiederholungsfällen auch die andere Hand oder der andere Fuß. Ich sah selbst dort einen Mann, der wegen eines Capitalverbrechens auf diese Weise verstümmelt war. Nach solchen Operationen läßt man übrigens die Abgestraften ohne Weiteres sich mit ihren Freunden hinbegeben, wohin sie Lust haben. Stockschläge auf die Posteriora oder die Bastonade auf die Fußsohlen sind die gewöhnlichen Strafen für kleinere Vergehen; oftmals ziehen sie aber den Tod nach sich. Die gewöhnliche Dosis sind funfzig Hiebe; nicht selten aber werden vier bis fünfhundert gegeben; manche Verbrechen aber, die sich

mit den Aufsehern über die Strafexecution abzufinden wissen, stopfen oder füttern sich vorher ihre Hosen, und befreien sich auf diese Weise von den empfindlichen Schmerzen. Diese Art von Züchtigung wird übrigens an Personen von allen Ständen vollzogen, wie es dem Dey beliebt; und sollte derselbe etwa an seinen Söhnen, seinem Minister oder dem Gouverneur der Stadt sein Mißfallen einmal auslassen wollen, so würde er sie unbedenklich eben so dieser Strafe unterwerfen, wie seine niedrigsten Unterthanen; sie selbst würden sich auch dadurch gar nicht entehrt fühlen, oder irgend etwas von ihrem Ansehn bei dem Volk dadurch verlieren.

Die gewöhnliche Haustracht der Weiber in Tripoli besteht in einem großen Oberkleid, Barracan genannt, welches zugleich den Körper und den Kopf auf die Weise verhüllt, daß nur ein Auge zu sehen ist; sie tragen beim Ausgehen rothe Stiefeln, und im Hause rothe oder gelbe Pantoffeln. Die Staatskleidung der vornehmern Weiber ist äußerst prachtvoll, und besteht aus einem vielfarbigen seidenen oder baumwollenen Barracan, das reich mit Gold gestickt ist, seidenen Hosen von den brennendsten Farben und einer goldgestickten mit vielen Zierrathen geschmückten Mütze. Sie färben ihre Augenlider mit Antimonium, was ihre Augen sehr hebt, und ihren Feuerglanz verdoppelt; sie pflegen auch viel Roth aufzulegen, und tragen goldne und silberne Zierrathen von großem Werth auf dem Kopf und in ihren Ohrläppchen, eben so auch reiche Arm- und Halsbänder. Die Tracht der jüdischen Weiber weicht nicht sehr von der Muhamedanischen ab, nur tragen sie in ihrer

Hauskleidung das Barracan so, daß ihre beiden Augen unverhüllt sind; sie dürfen nur schwarze oder gelbe Pantoffeln und gar keine Stiefeln tragen.

Bei den Hochzeiten soll es sehr prachtvoll hergehen, nur weiß man davon nicht viel, weil kein Mann dabei gegenwärtig seyn darf; die Braut wird an dem bestimmten Tage zur Nachtzeit in das Haus des Bräutigams von einem großen Haufen von Weibern geführt, welche Fackeln tragen und ein sehr gellendes Freudengeschrei machen.

Die Leichenfeierlichkeiten haben nichts besonders Merkwürdiges; man hüllt die Todten in ein Tuch, auf dessen Kanten Sentenzen aus dem Koran eingewirkt sind, und ihre Freunde geleiten sie unter Absingung geistlicher Lieder zur Grabstätte. Das Grab eines Mannes bezeichnet ein steinerner Pfeiler, auf dessen Spitze ein Turban eingehauen ist. Bei den Bestattungen der Weiber werden mehr Feierlichkeiten gemacht und mehr Pracht gezeigt. Es ist Sitte, bei jedem Todesfall eines Vornehmen einen oder einige seiner Sclaven freizulassen, und nach Maßgabe des größern oder geringern Vermögens des Verblichenen Spenden an die Armen auszutheilen, die sich bei allen Leichenbegängnissen in großer Anzahl einfinden. Es giebt auch eigends bestallte Thränenweiber, deren Amt es ist, in dem Todtenhaus drei Tage lang in einem fort zu heulen und sich auf eine barbarische Art die Haare auszuraufen und Gesicht und Busen zu zerschlagen. Uebrigens findet man noch viele andere Sitten und Gebräuche, die bei solchen Gelegenheiten Statt haben, vollständig in Tully's Narrative of a ten

Years Residence in Tripoli angegeben, auf welches treffliche Buch wir hiermit das Publicum aufmerksam machen wollen.

Da Mukni noch immer keine Anstalten zur Rückreise nach Fezzan machte, so beschloß Herr Ritchie, einstweilen die Gharianischen Berge und Benioleed zu bereisen, und nahm zum Begleiter dahin einen Chowse, oder Tributeinnehmer des Deys, mit. Herr Dupont hatte sich um diese Zeit von uns wieder getrennt, und seiner Theilnahme an unsrer Reise entsagt; ich übergehe hier aber die unangenehme Darstellung der niedrigen Cabalen und Intriguen, durch welche man ihn zu diesem Schritt bewog. Unsern Schiffszimmermann Belford ließen wir zur Aufsicht über unsre Habseligkeiten in unsrer Wohnung zu Tripoli zurück, und traten unsre Reise am 7. Februar 1819 an. Für unser Gepäcke hatten wir zwei Cameele gemiethet.

---

2. Die Gharianischen Gebirge und ihre Bewohner.

Wir wendeten uns südwärts von Tripoli nach der Wüste zu, welche von der Hauptstadt durch eine Reihe Gärten, Meshea genannt, getrennt wird. Der Sand thürmt sich dort zu unregelmäßigen Hügeln auf, und die ganze Gegend ist so unfruchtbar, daß man nirgends eine Spur von Vegetation gewahr wird. Wir ritten auf unsern Pferden ungefähr funfzehn (Engl.) Meilen voraus,

und kamen zu einer Ebene, wo etwas Gras und einige Stauden wuchsen, welche von Schafheerden abgeweidet wurden, und in deren Nähe ein Trupp Beduinen seine Zelte aufgeschlagen hatte. Als unsre Cameele nachgekommen waren, schlugen wir ebenfalls dort unser Lager unter Zelten auf, und verzehrten eine Abendmahlzeit von Bazeen und Lammfleisch, welche für uns anzurichten unser Chowse dem Scheik der Araber anbefohlen hatte.

Am folgenden Morgen setzten wir unsre Reise südwestwärts weiter fort, und kamen bei den Ruinen eines Castells, Mejnine genannt, vorbei, welches der Dey von Tripoli als eine Art Grenzfestung hatte errichten lassen, das aber immer mehr und mehr in Verfall geräth. Von diesem Punct aus hat man eine schöne Aussicht auf die Gharianische Bergkette, von denen mehrere eine regelmäßig conische Gestalt haben. Nachmittags mußten wir aber unsere Weiterreise aussetzen und bei einem Araber bleiben, der Tags zuvor sich zu uns gesellt hatte, und uns nach Kräften gastfreundlich aufnahm und bewirthete. Er setzte uns eine große hölzerne Schüssel mit Datteln vor, die in Oel gekocht waren, und sehr gut schmeckten. Seine Frau ließ sich der Sitte gemäß nicht sehen; sie war hinter einem Vorhang verborgen, und beguckte uns sehr neugierig durch ein kleines Loch in demselben. Wir machten uns sodann wieder auf den Weg, und fanden, daß nach und nach der Boden sich immer mehr erhöbe, und auch mehr Vegetation sich zeigte. Abends schlugen wir wiederum in der Nähe einiger Beduinen unsre Zelte auf, die uns nach vie-

len vergeblichen Bemühungen endlich gegen Bezahlung einige Wasserschläuche zukommen ließen. Der Scheik bereitete hierauf eine treffliche Mahlzeit aus Bazeen und Lammfleisch bestehend für uns, und während wir aßen, hockten alle Beduinen auf ihren Fußspitzen um uns herum, um uns essen zu sehen. Nach der Mahlzeit machten wir uns etwas Caffee, was sie eben so wie unser Europäisches Trinkgeschirr sehr in Verwunderung setzte. Wir boten dem Scheik eine Tasse an; er kannte dieß Getränk gar nicht und wollte anfangs es nicht wagen, es zu sich zu nehmen; doch that er dieß endlich, nachdem wir selbst davon genossen hatten. Einer der Beduinen kostete es ebenfalls, spie es aber sogleich voll Abscheu wieder aus, und rief dabei den Allah und seinen großen Propheten an. Einem Dritten aber schmeckte dieß Getränk sehr wohl, und er zeigte sich sogleich als einen wahren Kenner, indem er eine zweite Tasse ausschlug, weil der Caffee schon zu kalt geworden war. Ein Kaleidoscop wanderte von Hand zu Hand unsrer Gäste, die nicht genug über dieß Wunderding erstaunten, und sich wie Kinder darüber stritten, wer zuerst wieder hineinsehen solle. Der alte Scheik insbesondere wollte es gar nicht wieder aus der Hand geben.

In dieser Gegend befinden sich sehr viele Schakals und Hyänen; aber die große Anzahl schwarzer Hunde schützt die Heerden; uns aber raubte ihr ewiges Gebell beinah allen Schlaf.

Am folgenden Tage erreichten wir das Gharianische Gebiet. Je näher wir zu den Gebirgen kamen, desto un-

ebener und beschwerlicher wurde der Weg, und die ganze Gegend gewinnt ein anderes Ansehen. Durch ein unfruchtbares, aber romantisches und schönes Thal kamen wir Vormittags zu dem Gharianischen Bergpaß, dem beschwerlichsten und gefährlichsten, den ich je sah. Die Felsen, über die wir klimmen mußten, waren so glatt, daß wir von unsern Pferden absteigen und dieselben über eine Stunde lang führen mußten; dabei schwebten wir in beständiger Gefahr, durch einen einzigen Fehltritt auf der einen Seite des Bergs hinabzustürzen. In dieser Gegend ward vor zehn Jahren der Hasnadar oder Schatzmeister des Deys von Tripoli von den auf den Gharianischen Gebirgen hausenden Arabern umgebracht; er war grade unterwegs, um den Tribut von Jenen einzutreiben, und seine Ermordung veranlaßte den Dey, sogleich ein starkes Truppencorps gegen die Rebellen auszuschicken, die sich zwar anfangs tapfer wehrten, aber doch zuletzt durch Uebermacht überwältigt und auf die grausamste Weise behandelt wurden. Zweitausend abgeschlagene Köpfe wurden als Siegeszeichen auf Cameelen nach Tripoli geschafft. Seit dieser Epoche haben sich diese Bergbewohner stets friedfertig bewiesen, obgleich sie früherhin sich so furchtbar gemacht hatten, daß sich Niemand zu ihnen zu kommen getraute, dadurch alle Communication mit dem Innern des Landes jenseits ihrer Gebirge unterbrochen war.

Gegen Abend kamen wir zu einem — wie soll ich es nennen? ein Dorf war es nicht, denn sämmtliche Wohnungen waren unter der Erde.

Dieser Ort heißt Beniabbas. Da überhaupt fast alle Bewohner der Gharianischen Gebirge in unterirdischen Wohnungen sich aufhalten, so kann ein Reisender leicht auf den ersten Anblick diese Gebirge für ganz unbewohnt halten. Der Scheik von Beniabbas hatte nicht sobald gehört, daß wir unter der Protection des Deys reisten, als er sich sogleich bei uns einfand, uns bewillkommnete, und uns die einzige über der Erde befindliche Hütte einräumte, worin wir unsre Cameele und Pferde einstallten, und in deren Nähe unser Zelt aufschlugen. Die obre Schicht des dortigen Erdbodens ist ungefähr bis auf vier Fuß Tiefe, Sand, an manchen Stellen aber auch Kalkstein; unter dieser Schicht ist nun ein großes, zwanzig bis dreißig Fuß tiefes und eben so breites Loch so viel wie möglich in Quadratform eingegraben, welches als Wohnung für die dortigen Araber dient. Der Felsen wird sodann geglättet, so daß er perpendiculäre Seitenwände bildet, und die Grube in mehrere Gemächer nach Maßgabe der Anzahl der Bewohner abgetheilt, die ihr Licht durch die Thüren die in der Decke angebracht sind, bekommen. Man steigt in diese Gruben durch einen finstern Gang hinab, der des Nachts und in Zeiten der Gefahr durch eine feste Thür verschlossen wird; gegen Abend wird auch sämmtliches Vieh in die Grube getrieben. Während jenes Krieges mit dem Dey bedienten sich dessen Soldaten häufig der Waffe des Feuers, indem sie Stroh und andere Brennmaterialien anzündeten und die Troglodyten durch den eindringenden Rauch erstickten.

Wir stiegen auf die Spitze des Bergrückens, der sich

über zwei Meilen lang von diesem Ort an hinzieht, und eine herrliche Aussicht auf die Umgegend gewährt. Alles ist auf das Beste angebaut; Korn und Safranfelder wechseln mit ehrwürdigen alten Olivenbäumen und den fruchtbringenden Palmen, für welche die hohe Lage des Bodens vorzüglich günstig ist. Die romantisch-wilden Gebirge auf der einen Seite und die Wüste auf der andern tragen durch ihren Contrast mit den fruchtbaren Gefilden auf jenem Bergrücken viel zu dem Reiz der Aussicht bei, die man auf seiner Spitze genießt. Man kann auch von hier aus, wie wenigstens die Eingebornen versichern, die ferne See erblicken; damals aber verhinderten uns die aus der Wüste aufsteigenden Staubwolken, dieß Schauspiel zu genießen. Die jungen Leute aus dem Ort gaben sich sehr viel Mühe, uns alle schöne Puncte ihrer Gegend bemerklich zu machen, und sprangen wie Gemsen von einem Felsen zum andern; überhaupt schien dieß ein sehr tüchtiger und kräftiger Schlag von Menschen zu seyn.

Bei unsrer Rückkunft empfing uns der Scheik mit einem Mittagsmahl aus Bazeen, hartgesottnen Eiern und Schöpsenfleisch, welches uns trefflich schmeckte, da wir alle sehr hungrig waren. Es gilt bei den Arabern für eine Höflichkeitsbezeugung, daß der Wirth dem Gast das Fleisch zerlegt und den Bazeen zerquetscht; da er dieß aber gewöhnlich mit seinen schmutzigen Fingern bewerkstelligt, so gehört durchaus ein ziemlicher Hunger dazu, um ein Arabisches Gastmahl appetitlich zu finden.

Abends war unser Zelt von einer Menge Besucher angefüllt, die die vielen Wunderdinge, die wir besaßen, an-

staunten. Vorzüglich erregte ein Magnet, der ein Federmesser aus seiner Scheide zog, ihre höchste Verwunderung, und gab ihnen zu vielem heimlichen Flüstern über diese Art von Zauberei Anlaß. Unsre Abendmahlzeit bestand aus einer Art gebackenem Teig, Hatria genannt, der den Macaronis an Geschmack gleicht, und für ein Ehrengericht gilt. Ueberhaupt zeigte sich der Scheik äußerst höflich und zuvorkommend gegen uns, wahrscheinlich aus Furcht vor dem Chowse des Deys, der uns geleitete.

Da in dieser Gegend alle Hunde weiß sind, so hatten die farbigen Wachtelhunde, die wir aus Tripolis mitgenommen hatten, die Weiber und Kinder bei unsrer Ankunft in kein geringes Schrecken versetzt, weil sie dieselben für Wölfe hielten.

Es leben übrigens in diesen Gebirgen auch viele Juden, deren Wohnungen viel geräumiger und reinlicher sind als die der Araber; sie sind wie zu Tripoli die einzigen Handwerker in der ganzen Gegend und scheinen in einem bessern Zustand sich zu befinden als anderwärts.

Am 10. Febr. verließen wir Beniabbas, um uns nach der Festung Gharian (Gusser Turk im Arabischen genannt), zu begeben. Auf dem Wege dahin kamen wir auf den Gipfel des höchsten Bergs dieser Gebirgskette, Tekoot genannt, welcher den Arabern in dem erwähnten Aufstand gegen den Dey von Tripoli als eine Art Warte diente, indem sie auf demselben des Nachts durch Feuer und am Tage durch Rauch ihren Kampfgenossen Signale gaben.

Die Festung Gharian ist ein sehr großes, aber elend errichtetes Gebäude von unbehauenen Steinen, das an jeder Seite einen Thurm hat, sodann einen offnen Hofraum, Pferdeställe, und hie und da Schießscharten für Kanonen und Musketen; die fünf oder sechs Sechspfünder, die dort aufgestellt sind, sind aber bloß zur Schau oder zum Schreck da, denn im Fall der Noth würde sich Niemand finden, der sie zu handhaben verstünde. Den Schlüssel zu diesem Gebäude, welches nur von dem Kaid bewohnt wird, der alle Jahre einige Zeit dort hinkommt, um den Tribut für den Dey, unter dem Gharian steht, zu erheben, hat ein benachbarter Scheik in Verwahrung. Unser Chowse spielte hier eine stattliche Rolle, denn da er in den Diensten des Deys stand, so kamen alle Araber sogleich herbei, um ihm ihre Aufwartung zu machen, küßten ihm die Hände und brachten ihm allerlei Geschenke; auch ermangelte er seinerseits nicht, eine so wichtige Amtsmiene zu ziehen, als ihm nur möglich war.

Eine halbe (Engl.) Meile von dem Castell liegt das Dorf Trasat, woselbst wöchentlich ein Bazar gehalten wird, den alle Bergbewohner in der Umgegend besuchen. Vier Meilen südwärts kamen wir zu einem andern Dorf, Tegerinna genannt, wo die Einwohner wiederum sämmtlich unter der Erde wohnten. Wir schlugen unsre Zelte in einem Safranfeld auf und stellten unsere Pferde bei einem jüdischen Hufschmid ein, der uns eine gute Mahlzeit aus Lammfleisch und weißem Brod bereitete, und sehr erstaunte, als wir ihm dafür ein Geschenk machten.

Gharian ist berühmt wegen des trefflichen Oels, Safrans und Korns, welches alles dort in reichlicher Maße wächst. Der dortige Menschenschlag ist wohlgebildet und kräftig, und hat ein Ansehn von Muth und Freiheitssinn, welches der harte Druck, unter dem dieß Völkchen nach dem mißglückten Versuch, sich frei zu machen, gehalten wird, doch noch nicht hat verwischen können. Der Tribut, den sie an den Bey entrichten müssen, besteht in einer Quote des jedesmaligen Ertrags ihrer Erndte. Zur Abschätzung derselben werden von dem Bey die Juden gebraucht, und von den Arabern bestochen, daß sie mit kleinerm Maße messen; denn obgleich falsches Gewicht nach dem Koran ein Hauptverbrechen ist, so hegen doch die Araber die Meinung, daß sie sich der Sünde nicht schuldig machen, wenn die Juden statt ihrer den Bey betrügen.

Benioleed, welches wir am 15. Febr. erreichten, liegt in einer acht Meilen langen Bergschlucht, an deren beiden Seiten die Häuser der Einwohner zerstreut stehen; keins derselben hat über acht Fuß Höhe, auch haben sie keine Fenster, sondern erhalten ihre Erleuchtung durch die Thüren. Die Einwohner gehören zu dem Arabischen Stamme Orfilly, und sind ein wohlgebildeter Menschenschlag; die jungen Mädchen sind wahrhaft schön zu nennen.

Diese armen Araber werden aber von dem Dey sehr gedrückt, und sind in die äußerste Armuth versetzt worden, obgleich sie ihm bei Lebzeiten seines Vaters in seinen Händeln mit demselben wichtige Dienste geleistet haben. Das Schlimmste bei der dortigen Tributerhebung besteht nicht zu-

nächst in der Summe selbst, die der Dey erhält, sondern in der Art der Eincassirung. Der Dey schreibt nämlich eine gewisse Steuer aus, und schickt einen Kaid aus Tripoli dahin, um sie einzutreiben; dieser verdoppelt die Forderung, um sich selbst zu bereichern, und sehr häufig besorgt er die Eincassirung gar nicht selbst, sondern überläßt sie einem Chowse, der seinerseits auch nicht leer ausgehen will, und auf diese Weise werden die armen Einwohner völlig ausgesaugt und ruinirt, indem man ihnen ohne Unterschied alle Lebensmittel und ihr Vieh wegnimmt.

Es wird in Benioleed wöchentlich ein Markt gehalten, aber Niemand wagt, mehr als die nothwendigsten Lebensbedürfnisse auf denselben zum Verkauf zu bringen, aus Furcht für begütert gehalten und sofort desto mehr besteuert zu werden. Man macht dort viel Oel, und die Palmen und Olivenbäume kommen trefflich fort. Von den letztern sahen wir aber gar keine junge Bäume, und erfuhren, daß man deßwegen keine junge Olivenbäume nachpflanze, weil der Dey sie eben so wie die alten besteuert; bei diesem verrückten System muß nothwendig in kurzer Zeit der ganze Olivenbau zu Grunde gehen.

Benioleed liegt unter dem 31° 45′ nördl. Br. und ist der südlichste Grenzort des Tripolitanischen Gebiets nach Fezzan zu; seine Bevölkerung mag sich ungefähr auf 2000 Seelen belaufen. Das Wasser ist hier vortrefflich; die Brunnen sind sehr tief, manche 200 Fuß, und die große Mühe des Herbeischaffens des Wassers macht das letztere zu einem sehr kostbaren Artikel, mit welchem man sehr haushälterisch umgeht.

Wir verließen diesen Ort nach einem viertägigen Aufenthalt, und trafen auf unsrer Rückreise nach Tripoli auf mehrere zum Theil wandernde Stämme von Arabern, deren Sitten und Lebensart ich überhaupt ziemlich genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte, weßwegen ich denn hier eine kurze Beschreibung von dieser sehr merkwürdigen Menschenrace mit ihren hauptsächlichsten Characterzügen zusammenstellen will.

---

3. Die Araber in der Berberei.

Rücksichtlich ihrer äußern Gestalt sind die Araber im Allgemeinen groß und schlank, und sehr wohl gebaut, dabei ihrer Lebensart wegen mager, aber sehr muskelstark. Ihre Gesichtszüge sind ausdrucksvoll und einnehmend, die Form ihres Kopfs ist oval, und sie haben Adlernasen. Ihre Hautfarbe ist zwar ursprünglich weiß, sie wird aber später dunkel, da sie sich stets den Sonnenstrahlen aussetzen und auch sich nicht sehr häufig waschen. Sie sind thätig, unterziehen sich leicht den größten Mühseligkeiten und Entbehrungen, sind verwegen, rachsüchtig und unversöhnlich, und obgleich nicht kriechend, so betteln sie doch gern. Der gewöhnliche Anzug besteht in einem langen weiten Hemd und Hosen von Baumwolle, nebst Sandalen oder Halbstiefeln von rothem Leder; auf dem Kopf tragen sie eine rothe Mütze mit einer blauseidnen Quaste, die auf der einen Seite herabhängt. Sodann hüllen sie ihren ganzen

Körper in eine wollene dichte, als Flanell gewebte Decke, die 20—25 Fuß lang und 5 oder 6 breit ist, welche nach der bessern oder geringern Qualität der Weberei die Namen Terreed, Kholi, Aba führt, zu Tripoli aber am bekanntesten unter dem Namen Barracan ist. Bei regnigter oder sehr kalter Witterung tragen sie über dem Barracan noch einen weiten wollnen Mantel mit einer Mantelkappe, welcher Bornouse heißt. Die Kleidung der Weiber weicht nicht sehr von der männlichen ab. Die Aermern haben kein Hemd, sondern tragen bloß ihren Barracan. Die jungen Frauen tragen ihr Haar in Locken, und durchflechten dieselben mit Perlen, Corallen, silbernen oder andern glänzenden Putzsachen; auch tragen sie auf der rechten Seite des Kopfs, den sie oft in einen blauen Turban hüllen, ein oder zwei große silberne Zierrathen in der Gestalt eines halben Mondes; eben so in ihren Ohren eine Menge Ringe und um ihren Hals Perlen oder Corallenschnüre. Die alten Weiber binden ihr Haar auf dem Scheitel in die Höhe, und färben es mit dem Saft einer Pflanze, Namens Henna, wovon es wie rothe Wolle aussieht. Sämmtliche Frauenspersonen tättowiren sich das Kinn, die Nasenspitzen und die Stelle zwischen den Augenbraunen, so wie ihren Hals und ihre Arme. Vorzüglich beliebt ist hierbei die Figur einer Hand, von der man glaubt, daß sie gegen das „Augenübel (evil eye)“ schütze. Sie tragen rothe mit Schnüren besetzten Stiefel wie die Mannspersonen. Wenn sie jung, d. h. funfzehn oder sechzehn Jahr alt sind, so haben sie eine sehr wohlgebildete Gestalt und sind wirklich ausnehmend schön; sehr bald aber verblühen ihre

Reize, und sie werden eben so häßlich, als sie vorher schön waren. Ihre Augen sind groß und schwarz, ihre Nasen grade und wohlgeformt, ihre Lippen dünn und ihre Zähne außerordentlich weiß. Man kann in der That nichts Anmuthigeres und Hübscheres als ein junges arabisches Mädchen und nichts Widerlicheres und Häßlicheres als eben dieselbe Person, wenn sie alt geworden ist, sehen. Beide Geschlechter schwärzen ihre Augenlider mit Kohol oder gestoßenem Bleierz, was viel zur Vermehrung ihres Glanzes beiträgt, und ihnen ein größeres Aussehen verleiht, als sie wirklich haben. Sie tragen sämmlich eine große Menge Agebs oder Amulette, die sie gegen Unglück und Krankheiten verwahren sollen.

Die Waffen der Araber sind die nämlichen wie die der Einwohner von Tripoli, nämlich Flinten, Pistolen, Säbel und Dolche. Sie sind sehr gute Schützen, nur verstehen sie es nicht sehr, ihre Gewehre zu schonen. Flinten und Pistolen tragen sie beständig, den Säbel mehr bloß beim Reiten, wo sie ihn an der einen Seite des Sattels befestigen, so daß er unter ihrem linken Schenkel herabhängt. Ihr Pulver verschaffen sie sich in der Regel von Tripoli, einige von ihnen verstehen aber auch selbst eine wiewohl schlechtere Art desselben zu bereiten.

In dem Gebiete von Tripoli, so wie in dem von Fezzan, giebt es zweierlei Araber, nämlich wandernde und solche, die an bestimmten Orten oder Städten (z. B. in Benioleed) sich beständig aufhalten; diese Letztern gehen zwar auch häufig aufs Land, um Ackerbau oder Viehzucht

zu treiben, kehren aber immer wieder zu ihren Wohnsitzen zurück. Die Herumschweifenden hingegen schlagen ihre Zelte bald da bald dort auf, je nachdem es die Weide oder andere Umstände erheischen. Ihre Zelte sind aus grobgefilzter Wolle verfertigt, ziemlich breit, aber nicht hoch; inwendig befindet sich in denselben durch herabhängende Tücher oder Teppiche eine besondere Abtheilung für die Weiber, wodurch sie den Blicken der Fremden entzogen werden, sie selbst aber besehen jene durch die Spalten oder Löcher dieser Art von Verschlags. Diese Wohnungen heißen bei den Arabern Nejja oder auch Beit el Shar (hårene Häuser). Fast neben jedem von ihnen befindet sich eine Verzäunung, in die sie des Nachts ihre Schafe oder Ziegen einstellen; die Pferde binden sie an Pflöcke, die sie in den Erdboden einschlagen, oft auch theilen dieselben mit ihren Herren das Zelt. Die Araber sind freigebig gegen ihre Verwandten, und versagen auch den Reisenden, die zu ihnen kommen, nie die Rechte der Gastfreundschaft, vorausgesetzt nämlich, daß sie selbst bei ihrer Mahlzeit begriffen sind; ist dieß nicht der Fall, so machen sie keine besondre Anstalt, um für jene Speisen zuzubereiten; ist man aber erst mit ihnen bekannt, so kann man stets auf eine gute Aufnahme rechnen.

Man kann indessen die Beduinen der Berberei keineswegs mehr mit denen in der Wüste bei Aegypten vergleichen, welche letztere ihnen an Unternehmungsgeist, Freiheitssinn und andern guten Eigenschaften weit voranstehen. Denn obgleich sie sonst ihnen hierin ganz gleich kamen, so

sind sie doch jetzt durch das Unterdrückungssystem des Deys von Tripoli völlig um ihren alten hochherzigen Character gekommen, und meistens nicht viel besser als Sclaven. Nur ein Paar Stämme von ihnen sind bis jetzt noch unabhängig und ununterjocht; allein bald werden auch diese ihre Freiheit eingebüßt haben. Jeder Stamm oder auch jede Zeltgenossenschaft steht unter einem Scheik, der entweder seines Alters wegen oder durch Ernennung des Deys diesen Posten bekleidet. Früher wurden jederzeit die Scheiks durch Stimmenmehrheit von den Arabern selbst gewählt; seit der völligen Unterjochung derselben aber setzt sie gewöhnlich der Dey ein, und ihr Geschäft besteht hauptsächlich darin, die Eintreibung des Tributs zu besorgen. Oft schlagen aber auch Einzelne das angetragene Amt aus, aus Furcht, daß der Dey sie zur Verantwortung wegen der Vergehen ihrer Untergebenen ziehen möchte, was bisweilen geschieht.

In Hinsicht der Religion sind die Araber eben so bigott als abergläubig, und fürchten sich sehr vor den Zaubereien und Anfeindungen des Iblis (Satans), dem sie ihre Unglücksfälle und Krankheiten zuschreiben. Die von dem Koran vorgeschriebenen Gebete verrichten sie sehr püncktlich, und versäumen selbst bei der Arbeit nicht die vorgeschriebenen Perioden. Von dem Namen und den Eigenschaften Gottes sprechen sie nie ohne ehrfurchtsvolle Andacht; auch haben sie große Verehrung vor den sogenannten Verzückten (Idiots), von denen sie glauben, daß sie auserwählte Kinder Gottes sind, und sich um Dinge dieser Welt nicht bekümmern können.

Die Ehen werden meistens geschlossen, ehe sich die contrahirenden Personen selbst gesehen haben, indem die ganze Sache bloß zwischen den beiderseitigen Eltern verhandelt und abgemacht wird, und man die Mädchen nie fragt, ob sie auch die neue Verbindung einzugehen Lust haben. Der Bräutigam giebt an die Eltern der Braut für dieselbe stets gewisse Geschenke, so daß er sie auf diese Weise gewissermaßen an sich kauft. Obgleich der Koran vier Weiber zu haben gestattet, so haben doch armuthshalber nur wenig Araber deren zwei, und die meisten begnügen sich mit einer einzigen. Sie pflegen auch keine Negerinnen als Beischläferinnen bei sich zu führen, weil sie nicht gern für Väter von farbigen Kindern gelten wollen; die Araber, die in festen Wohnsitzen leben, sind aber hierin nicht so scrupulös, wiewohl noch viel enthaltsamer als die Mohren.

Eine herumschweifende Arabische Familie bietet ein wunderliches Schauspiel dar, indem die Cameele über und über mit Zelten, Küchengeräthschaften, Weibern und Kindern, für die eine Art Stühle oder Gestelle zurecht gemacht sind, beladen sind. Die Mannspersonen gehen entweder zu Fuß und treiben ihre Heerden vor sich hin, oder reiten auf ihren Pferden, häufig ohne Zaum und Sattel. Dauert die Fahrt länger als einen Tag, so wird Abends ein Zelt aufgeschlagen und des Morgens dann das härene Haus wieder ohne besondere Mühe auf das Cameel gepackt. Während der Nacht bewachen Hunde die Heerden; sie sind sehr beißig, von weißer Farbe, den Wölfen an Gestalt, Stimme und Größe sehr ähnlich, und haben langes zottiges Haar.

Es trägt sich sehr oft zu, daß der temporäre Aufenthaltsort einer solchen Familie von dem nächsten Brunnen oder Cisterne ziemlich weit, oft drei Tagereisen weit entfernt ist; dieß kümmert aber den Araber nicht, und er treibt dann wöchentlich einmal seine Heerde zur Tränke. Beim Abgang und bei der Ankunft essen sie, und für ihr Getränk auf solchen langen Reisen reichen einige Wasserschläuche hin, mit denen sie sehr haushälterisch zu Werke gehen. Ueberhaupt habe ich die Bemerkung gemacht, daß nicht bloß die Araber und ihre Cameele, sondern auch die meisten übrigen Thiere jener Gegend sehr lange den Durst ertragen können. Schafe, wiefern sie einigermaßen gute Weide haben, können einen ganzen Monat ausdauern, ohne zu saufen. Antelopen und Büffel können in manchen Gegenden der Wüste zu gar keinem Wasser gelangen, indem sie nicht in die Brunnen hinabkommen können, und auf der Oberfläche des Bodens sich kein Wasser befindet. Dagegen können Wölfe, Füchse, Hyänen und Schakals viel weniger den Durst ertragen, und diese Thiere pflegen des Nachts in die Brunnen hinabzuklettern.

Die Beduinen säen eine geringe Quantität von Korn; die Erde wühlen sie dazu vorher mit einem roh gearbeiteten Pflug, oder noch öfterer bloß mit dem Karst auf. Diese angebauten Strecken werden von den andern wandernden Horden respectirt, und nur sehr selten wird Getreide gestohlen. Sehr oft aber erndten die Araber ihr Korn ein, bevor es noch völlig zur Reife gediehen ist, und zwar aus Furcht vor dem Dey, dessen Emissäre stets die Wüste durchziehen,

und sich der Zeitpunct der Reise des gesammten Getreides anmerken, wo sie dann wiederkommen und den armen Arabern einen großen Theil davon für den Dey abzwingen. Wenn die Datteln reif sind, so kommen viele Arabische Familien nach der Meschia bei Tripoli, um diese Frucht einzukaufen; sie nehmen die Kerne davon heraus, und kneten das Uebrige zu einer Art Muß zusammen, das sie in Fellen verwahren, und welches nebst der Milch ihrer Schafe und Cameele den Hauptbestandtheil ihrer Nahrung ausmacht. Die Cameelmilch ist dünn, von bläulicher Farbe, wie Kuhmilch mit Wasser vermischt, etwas salzig von Geschmack und giebt keine Sahne, sondern gerinnt sehr bald zu Molken. Die Schafmilch ist trefflich, wird aber von den Arabern nie frisch getrunken, indem sie sie sauer oder geronnen vorziehen. Morgens und Abends werden die Heerden gemolken, und die Milch eben in nicht sehr reinlich gehaltene Schläuche gethan, wo dann durch das fortwährende Rütteln und Schütteln sich von selbst Butter an den Seiten derselben ansetzt; die übrige Milch wird dann in andern Gefäßen zum Gerinnen gebracht, und die Butter mit Salz so lange gekocht, bis sie flüssig wie Oel wird, worauf man sie zum beliebigen Gebrauch in Ziegenfellen aufhebt.

Käse bereitet man, indem man die Milch mit einem gewissen Kraut, dessen Name mir entfallen ist, umrührt, und die geronnenen Matten an der Sonne trocknen läßt. Er besteht bloß in kleinen Krumen, hat aber einen sehr guten Geschmack; übrigens ist er nicht häufig, und wird schon als eine Art Luxusartikel betrachtet. Man röstet ihn

auch zuweilen, wovon er einen sehr guten Geruch bekommt; er heißt Ibn.

Ein Hauptartikel des Handels ist das Fett, was die Schäfer aus den geschlachteten Schafen nehmen, und durch Kochen zu einer Art Schmeer oder Talg, dergleichen sich die Lichtzieher bedienen, machen. Es kostet in der dortigen Gegend das Pfund davon einen (Eng.) Schilling, in Tripoli aber ist es viel wohlfeiler; es wird als Zuthat fast zu allen Speisen gethan, wiewohl es nicht sehr schmackhaft ist, und heißt Shahm.

Von der Schafwolle verfertigen die Weiber die Barracans, Hemden, Tücher, Turbans und mancherlei Zierrathen; aus dieser Wolle und Ziegenhaaren sodann die Zelte und die Säcke, die zum Fortschaffen des Getreides und der Waaren dienen. Aus Palmblättern und Gras verstehen sie sehr nette Teppiche und andere Zierrathen zu machen. Die üblichen Farben sind meistens schwarz, blau, roth und orangegelb; die grüne Farbe verstehen sie nicht gut hervorzubringen. Die Weberstühle der Arabischen Weiber stehen auf dem Erdboden; sie haben keine Weberschiffchen, sondern ziehen die Fäden mit großer Mühe mit ihren Fingern durch; gewöhnlich erleichtern sie sich ihre Arbeit durch Gesänge. Die Weiber dürfen nicht in Gegenwart oder mit ihren Männern essen, sondern müssen denselben dabei aufwarten.

Ihre Hausthiere bestehen in Hühnern, Schafen, Ziegen, Cameelen, Pferden und Hunden, welche alle friedlich

unter einander und mit ihren Herren oft unter demselben Dach wohnen; die Pferde besonders sind vollkommen zahm, indem sie zugleich mit den Kindern der Familie aufgezogen werden. Sie würden eine sehr schöne Race ausmachen, wenn sie besser gefüttert würden; hierzu kommt auch noch, daß Niemand sich bemüht, gut aussehende Pferde zu besitzen, weil sie die Aufmerksamkeit der Beamten des Deys auf sich ziehen würden, denen sie der Besitzer dann nicht abschlagen darf, einen so geringen Preis jene auch dafür zu geben belieben möchten. Endlich schadet auch der Umstand der schönen Gestalt der Pferde sehr, daß man sie viel zu jung reitet, wodurch ihr Rücken ganz hohl wird, und ihr Hintertheil höher als das Vordertheil; oft müssen Füllen von zwölf Monaten einen schweren Mann, nebst seinen Waffen, Wasserschläuchen und Nahrungsmitteln schleppen. Bei den Arabern gilt ein dicker Bauch eines Pferdes für eine besondre Schönheit, und viele derselben erhalten durch das Futter, das sie bekommen, einen so aufgeschwellten Wanst, daß sie wie trächtig aussehen.

Dünne Mähnen und Schweif gilt bei einem castanienbraunen Pferde für ein unglückliches Zeichen. Nächst der hellgrauen Farbe ist die fahle (bay) die beliebteste, weil der Dey gewöhnlich Pferde von dieser Farbe reitet. Sehr viel kommt nach dem Aberglauben der Beduinen darauf an, wie die Füße der Pferde gefleckt oder gestreift sind. Sind es beide Vorderfüße, so gilt das für ein gutes Zeichen; ist es ein Vorder- und Hinterfuß auf der nämlichen Seite, so ist dieß ein sehr böses Omen; eben so, wenn nur

ein Fuß weiß gefleckt ist; das Wünschenswertheste ist, wenn es ein Vorder- und Hinterfuß auf den entgegengesetzten Seiten ist. So lächerlich diese abergläubischen Possen sind, so haben sie doch auf den Preis der Pferde (der gewöhnliche ist 40 bis 50 Piaster, einen so bedeutenden Einfluß, daß sie den eigentlichen Werth oft um das Sechsfache vermindern oder erhöhen.

In den sandigen Gegenden der Wüste ist es nicht Sitte, die Pferde zu beschlagen, wohl aber in den gebirgigen. Jeder Beduine ist in der Regel sein eigner Hufschmidt; sie verstehen aber das Beschlagen so schlecht, daß fast jedes Pferds Hufe mehr oder weniger beschädigt sind.

Das Mehl bereiten die Beduinen durch eine sehr einfache Mühle, die aus zwei Steinen besteht, von denen der obere durch eine kleine Handhabe herumgedreht, und so das zwischen beiden liegende Getreide zerquetscht wird.

Die gewöhnlichen Speisen, zu denen man Mehl nimmt, sind Cußcusson, Bazeen, Dweeda, Atila, Mogatta, Zumeita, Fetaat und Brod. Unter dieser ist Bazeen (in Fezzan Asseeda genannt) das üblichste Gericht, weil es am leichtesten zu bereiten ist, und da es in Reisebeschreibungen so oft erwähnt wird, so will ich seine Zubereitung aufführen. Man setzt einen großen kupfernen oder eisernen Topf mit etwas Wasser ans Feuer, und läßt es kochen; sodann thut man gutes Mehl von irgend einer Getreideart (in der Nähe von Tripolis gewöhnlich Bishna oder Gerste) hin-

ein, bis es zu Teig wird, rührt es dann mit einem Stock, den man mit beiden Händen handhaben muß, so lange um, bis es ganz dick und eine Art von Pudding wird, worauf man es herausnimmt und in eine Schüssel thut. Dann schlägt man es in eine runde Gestalt, in deren Mittelpunct man ein Loch macht, in welches Oel, Butter, Fett oder Schmeer gegossen wird, worauf das Gericht zum Verspeisen fertig ist, welches man so bewerkstelligt, indem man mit der rechten Hand Stücke von diesem Pudding abbricht, und dieselben in das Fett in der Mitte tunkt. Uebrigens kennt man nirgends den Gebrauch von Messer und Gabel, sondern bedient sich stets der Finger.

Sehr oft essen auch die Araber kleine Grasarten, die sie unterwegs finden, und sie haben den Grundsatz, daß Alles, was die wiederkäuenden Thiere fressen, auch für den Menschen eine unschädliche Speise ist. Es giebt dort eine Art Löwenzahn, der sehr bitter ist, und einen weißen Saft giebt, welchen die Schafe und die Hirten sehr lieben; anfangs schmeckt er sehr widrig, doch gewöhnte auch ich mich bald daran. Coloquinten wachsen überall in der Wüste in großer Anzahl, und sind fast das einzige Medicament, dessen sich die Araber bedienen.

Wölfe, junge Hunde, Katzen und Igel sind zwar verbotne Speisen, werden jedoch oft von kranken Personen verzehrt, die ihnen eine heilsame Wirkung zuschreiben. Amulette werden sehr viel getragen, die meistens von Maraboots verfertigt werden, und aus kleinen Stückchen Leder bestehen, auf die Gebetformeln angenäht sind; nicht allein

die Menschen behängen sich mit dergleichen, sondern auch ihre Pferde und Waffen sollen dadurch geschützt und gefeiet werden. Das „Augenübel" (evil eye) wird unter allen Unglücksfällen am meisten gefürchtet, und wenn ein Fremder irgend Verwunderung über ein Kind, Pferd oder andere bedeutende Sache äußert, so bedeutet dieß stets Mißgeschick, welches über den Besitzer derselben hereinbrechen wird; indessen kann dieß Omen dadurch ungültig gemacht werden, wenn man über den Gegenstand quaestionis mit einem mit Speichel bestrichenen Finger wegfährt, oder die offne Hand an den geschmückten Theil der Kleidung oder an das Fell legt.

Die Araber haben nur wenig Arten, sich die Zeit zu vertreiben, außer dem Tanzen und einer Art Brettspiel, Helga genannt, welches mit Dattelkernen in Löchern, die man in den Sand gemacht hat, gespielt wird. Das Gejauchze dieses Volks an ihren Festtagen und bei fröhlichen Anlässen ist so gellend, daß man es in weiter Ferne schon vernimmt, besonders wenn Mehrere Chorus machen; ihre Stimmen haben zwar einen schneidenden Ton, klingen jedoch nicht unangenehm, wenn man sich erst einigermaßen daran gewöhnt hat.

Die Art ihrer Begrüßung ist ebenfalls ganz eigenthümlich, jedoch nicht uneben. Wenn sich Freunde einander begegnen, so ergreift Jeder die rechte Hand des Andern, läßt sie dann los, legt seine Fingerspitzen an seinen Mund, dann drückt er die offne Hand auf sein Herz, und neigt sich zugleich sanft mit dem Kopf vorwärts. Sehr gute Bekannte küs-

sen sich gegenseitig die rechte Hand, indem sie rasch und wiederholt fragen: „wie gehts? gut? wie gehts Euch? Gott sei Dank, wie gehts Euch? Gott segne Euch, wie gehts?" Diese Complimente dauern bei einem wohlgezogenen Araber wenigstens zehn Minuten lang, und welchen Gegenstand auch die nachherige Unterredung betreffen mag, so gilt es doch für ein Zeichen guter Manieren, das Gespräch dann und wann durch die Frage: „wie gehts Euch?" zu unterbrechen, ohne daß indeß hierauf eine Antwort gegeben werden müßte.

In Beziehung auf unser Vaterland thaten uns die Araber oft sehr wunderliche Fragen, welche bewiesen, was sie für sonderbare Vorstellungen von fremden Gegenden haben. So z. B. nennen sie das Atlantische Meer Bahr el Blem, das Meer der Finsterniß; weil sie sich einbilden, daß dasselbe weder von der Sonne noch vom Monde beschienen werde, und unsre Schiffe deßhalb stets bei Laternenschein segeln müssen. Ferner glauben sie, daß der Christen vorzüglichstes Getränk Milch von Säuen (milk of pigs) ist; dagegen glauben sie nicht, daß wir ebenfalls Pferde, Kühe und Schafe besitzen, und bemitleiden uns sehr, weil wir keine Datteln haben. Sie können es nicht begreifen, wie unsre vom Wasser umgebnen Inseln nicht ins Meer hineinfallen, oder woher wir Weide für das Vieh bekommen; überhaupt haben sie eine sehr geringschätzige Meinung von dem Werth einer Insel. Bonaparte, oder Bono barto, wie ihn die Araber nennen, steht bei ihnen in großem Ruf, nicht wegen seiner militärischen Talente, sondern weil sie gehört haben, daß er zu jeder Stunde ein

Paarmal hunderttausend Piaster in Bereitschaft hat, und auf einem goldnen Throne sitzt.

Diese Araber sind übrigens sehr zusammengeschmolzen, und seit acht Jahren von dem Dey und von Mukni beinah völlig unterjocht worden. Früher machten sie durch ihre Räubereien alle Wege von Tripoli nach Fezzan und dem übrigen Innern Africas so unsicher, daß sich selten ein Kaufmann getraute, dorthinwärts zu reisen; besonders berüchtigt war dieserhalb der Stamm Waled Suleiman, der alle mögliche Excesse verübte. Mukni benutzte aber einmal den Zeitpunct, wo ein großer Theil von ihnen nach Aegypten gewandert war, um mit einem andern Stamm, der jene beleidigt hatte, Krieg zu führen, und fiel unversehens über die Uebrigen her, von denen er Alles, was gefangen wurde, über die Klinge springen ließ. Die Zurückgekommenen belagerten ihn zwar hierauf in seiner eignen Hauptstadt, allein der Dey von Tripoli entsetzte ihn, und rieb den Hauptstamm dieser Araber beinah völlig auf, dessen Ueberbleibsel sich sodann andern Stämmen einverleibten. — —

Als wir wieder zurück nach Tripoli gekommen waren, hörten wir, daß der Dey nicht, wie er früher gewollt, dem Mukni Truppen nach Murzuk mitgeben werde, und der letztre ließ uns sagen, daß wir uns zur Abreise in einigen Tagen bereit halten möchten. Hr. Ritchie traf daher sogleich alle zu einer solchen Reise nöthige Vorkehrungen, kaufte die nöthigen Lebensmittel und Gerbas oder Wasserschläuche ein, und schrieb noch an Lord Bathurst, um mehr

Unterstützung an Geld zu erhalten, da unsre Fonds nichts weniger als bedeutend waren, weil das dem Hrn. Ritchie zugesicherte Reisegeld von 2000 Pf. St. ihm in solchen Waaren zugefertigt war, welche unglücklicherweise in der Gegend, wo wir uns befanden, und wohin wir zu reisen gedachten, gar keinen Absatz fanden. So hatten wir Perlen und Spiegelglas in Ueberfluß, aber diese Gegenstände waren bei den Negern schon so häufig, wie bei den civilisirten Nationen. Mukni war für Waaren, die wir ihm von Malta aus besorgt hatten, uns 300 Piaster schuldig geworden, welche uns gleich nach unsrer Ankunft in Fezzan ausgezahlt werden sollten. Diese geringe Summe machte den Hauptfond unsrer Reisecasse aus, nachdem wir die Auslagen für die gekauften Lebensmittel und die Miethe der Cameele bestritten hatten, und auf diese Weise mußten wir unsre Reise gar nicht unter sehr günstigen Auspicien antreten. Am 18. März gab der Dey uns noch eine öffentliche Audienz, wobei Mukni ihm selbst versprach, sich unsrer auf alle Weise anzunehmen.

---

4. Die Reise nach Murzuk.

Am 22. März waren wir mit unsern Vorbereitungen zur Reise ziemlich fertig geworden; die nöthige Anzahl Cameele, zusammen zwei und zwanzig, langte an, und trug unser sämmtliches Gepäck nach der Wüste hinter der

Messhea, woselbst, da Hr. Ritchie lieber in der Stadt bis zu dem endlichen Aufbruch Muknis bleiben wollte, ich und Belford zur Aufsicht unser Zelt aufschlugen. Unser Kafflé verstärkte sich an diesem und den folgenden Tagen sehr, indem viele Neger, die ihre Freiheit erhalten hatten, und im Begriff waren, nach ihrem Vaterland zurückzukehren, sich mit ihren kleinen Gezelten zu uns gesellten. Sie waren alle hocherfreut über die nahe Aussicht, ihr Vaterland wiederzusehen; jedoch fehlte es ihnen sehr an den gehörigen Vorräthen von Lebensmitteln, indem manche einen Weg von 2000 (Engl.) Meilen zu machen hatten. Auch kamen nach und nach Muknis Leute herbei, und die Menge Waaren, Gepäcke, Cameele und andre Thiere, gewährte den unterhaltendsten Anblick eines bunten Gemisches in der so traurigen und sandigen Einöde. Mehrere Araber besuchten mich in meinem Zelt, und da ich grade Briefe schrieb, so sahen sie sehr verwundert meinem Schreiben von der linken Hand zur rechten zu; als ich ihnen aber gar gesagt hatte, daß ich an ein Frauenzimmer schrieb, so erreichte ihr Erstaunen den höchsten Gipfel, und sie lachten herzlich über die Idee, daß ein Weib im Stande seyn könne, etwas zu lesen.

Am 26. März früh 8 Uhr setzte sich denn endlich nach so langen Verzögerungen unser Zug in Bewegung, und wir machten an diesem Tage nach Südosten zu in der Wüste einen Weg von ungefähr zwölf Meilen, worauf wir in der Nähe eines tiefen Brunnens Halt machten, um unser Lager aufzuschlagen und Mukni zu erwarten. Gegen Abend zeigten uns einige Flintenschüsse sein Nahen an,

und nachdem wir unsrerseits ebenfalls auf diese Weise geantwortet hatten, so hörten wir bald die gellende Musik seiner Trabanten und Pfeifer, und kurz darauf zeigte er sich in unserm Lager mit seinem prachtvollen Zug von ungefähr funfzig auf das schönste equipirten Reitern. Wir hatten für uns selbst Caffee gemacht, und Mukni, der ein großer Freund dieses Getränks ist, besuchte uns sogleich, um ihn mit zu trinken. Er brachte seinen Sohn Yussuf mit, einen Mulattenknaben von acht Jahren; beide waren in voller Carriere von Tripoli hergeritten, indem der kleine Yussuf schon ein ganz vollkommener Reiter ist.

Nach einem dreitägigen Marsch kamen wir nach Benioleed, welches ich schon oben beschrieben habe, und woselbst wir den folgenden Tag blieben, da es grade Markttag war, um noch einige Lebensbedürfnisse einzukaufen und uns auszuruhen und zu erfrischen. Mukni nahm seine Wohnung in dem Castell, und wir schlugen unsre Zelte in einer sehr anmuthigen Gegend der Wadey (Thal) unter einigen Olivenbäumen auf. Mukni hatte uns unterwegs gewarnt, uns nie an tiefliegenden Stellen des Nachts aufzuhalten, weil diese zur Regenzeit oft plötzlich überschwemmt, und deßwegen sehr gefährlich würden; nach seiner Behauptung stände das Wasser manchmal so hoch über der Wadey, daß die Spitzen der höchsten Olivenbäume nicht mehr zu sehen wären, obgleich diese doch über 30 Fuß Höhe haben. Dieß bestätigten auch mehrere Eingeborne jener Gegend, die uns erzählten, daß schon viele Menschen und Thiere des Nachts durch eine plötzlich eingetretne Ueberschwem-

mung umgekommen wären, in dem die Gießbäche von den Hügeln der Wadey sich mit solcher Heftigkeit herabstürzten, daß eine einzige Stunde hinreiche, die ganze Gegend unter Wasser zu setzen.

Ein Knabe, der uns von Tripoli gefolgt war, kam an diesem Tage zu uns, und pries uns die unvergleichliche Schönheit einer unsrer Reisegefährtinnen, Lilla Fatma genannt, sehr an. Sie war die Frau des Scheik Barood, welcher das Amt eines Oberaufsehers des Kafflé und Mukni's Haushofmeisters verwaltete. Der Knabe meinte, sie sei die schönste Frau, die er je gesehen habe, denn sie sei so dick, daß sie sich kaum bewegen könne, „ihr Arm (t'barek Allah, Gott segne ihn!) ist so dick, wie mein ganzer Körper, und sie sagt (fügte er hinzu), daß es ihr lieb seyn werde, wenn sie Euch und Sidi Yussuf sehen könnte.. Diesem Wink gemäß stattete ich ihr sogleich einen Besuch ab, wobei mir der Knabe als Dollmetscher diente. Als ich eintrat, zog sie ihren Schleier über ihren Kopf, wobei sie mir ihren mit vielem und kostbaren Schmuck behangenem Arm sehen ließ; auf meinen Wunsch, ihr Gesicht mir sehen zu lassen, entschleierte sie sich indessen doch wieder, wiewohl nach einigem Zögern. Ihr Kinn, die Spitze ihrer Nase und die Stelle zwischen den Augenbraunen war mit schwarzen Strichen gefärbt; sie hatte sich stark geschminkt, und ihr Nacken, Arme und Füße waren mit Blumen, offnen Händen, dem Namen von Gott und denen ihrer zahlreichen männlichen Freunde bemalt, auch trug sie gewiß ein Paar Pfund an goldnen und silbernen, mit Juwelen besetzten

Zierrathen. Eine große Menge anderer dergleichen Dinge nebst vielen schönen Kleidern lag im Zelt ausgebreitet umher, und wurde von einem Haufen armer Weiber aus Benioleed mit offnem Munde angestaunt; diese haben, wie alle Araber, die Sitte, alles zu betasten, was ihnen gefällt, und unsre Donna wurde daher ebenfalls von ihnen mit allen zehn Fingern angegriffen, indem sie einmüthig versicherten, nie einen solchen Phönix von Schönheit gesehen zu haben. In der That war sie die größte Masse Menschenfleisch, die ich je zu Gesichte bekommen habe. Einer ihrer enorm dicken Füße war bis auf die Wade nackt, und jedwede gegenwärtige Person befühlte ihn mit den Händen, ihn lobend, wie fleischigt und stramm er sei, und Gott dafür dankend, daß sie so etwas zu Gesichte bekommen habe. Die Dame selbst empfing mich sehr artig, ließ mich neben sich setzen, und fragte mich sogleich, ob die Weiber in meinem Vaterlande eben so dick und schön seien als sie. Was die Fettigkeit meiner Landsmänninnen betrifft, so mußte ich freilich mit Schaam bekennen, daß ich nie eine gesehen hätte, die nur mit der Hälfte einer solchen bewunderungswürdigen Rundheit begabt gewesen sei, was sie für ein sehr schmeichelhaftes Compliment nahm; im Uebrigen setzte ich die Vergleichung nicht weiter fort, obgleich sie wirklich in Hinsicht ihrer Gesichtszüge recht schön war. Um mich zu unterhalten, gebot sie einem alten Mann, zu tanzen, welches er nach dem Tact einer Art von Trommel, und dem Händeklatschen und Gesang der Weiber bewerkstelligte, und zwar auf die in der Berberei übliche Art, nämlich mit den unanständigsten Geberden. Hierauf löste ihn ei-

nes der Weiber ab, die ihn in dieser Kunst noch bei weitem übertraf, und am Ende beehrte uns Donna Lilla Fatma selbst mit einigen grazienvollen Attitüden in demselben Stil, ward aber hierin durch den Eintritt Hrn. Ritchies in das Zelt unterbrochen, wobei sie sich sogleich wieder verschleierte. Sie entdeckte sehr bald eine Aehnlichkeit zwischen Hrn. Ritchie und ihrem seligen Mann, indem beide sehr schlank gebaut wären; unglücklicherweise aber fehlte die Vergleichung in allen übrigen Puncten, indem ihr voriger Ehemann zur Zeit, als sie ihn auf Befehl des Dey verlassen mußte, schon 50 Jahr alt war, und einen grauen Bart hatte, während Hr. Ritchie erst 27 Jahre zählte, und sehr einnehmende Gesichtszüge hatte. Sie suchte auf alle Weise sich uns gefällig zu beweisen, und nachdem sie uns mit Rosenwasser besprengt hatte, erlaubte sie uns, wieder nach unserm Zelt zurückzugehen, von wo aus wir ihr einigen Caffee und einige Stücke Zucker zum Geschenk übersandten.

Am 2. April setzten wir unsre Reise weiter fort, nachdem wir uns mit Futter für unsre vier Pferde bis zu unserer Ankunft in Murzuk versorgt hatten. Wasser nahmen wir vor der Hand nur für drei Tage mit. Die Gegend ward, je weiter wir die Wadey hinter uns ließen, immer wüster und sandiger, und nur hie und da zeigten sich einige Spuren von Cultivirung, jedoch kein Wasser. Am 4. kamen wir bei einem Ort, Gairi genannt, vorbei, in dessen Nähe vortreffliche Weide war, und zwei Bergreihen, Ylla und Souarit genannt, sich nach Süden zu ziehen began-

nen. Zwei Tage darauf erreichten wir die Wadeys Hait und Zemzem, in denen sich einiges Buschwerk fand, welches den Cameelen zur Weide diente; die letztre Wadey ist sehr groß, und erstreckt sich bis zur Seeküste. Noch an demselben Tage kamen wir nach der Stadt Bonjem, woselbst sich ein Brunnen findet, dessen Wasser dem in dem Schifferaum befindlichen (bilgewater from a ship) an Geruch und Geschmack gar gleich kommt. Eine halbe Meile von dem Brunnen finden sich die Ruinen eines Römischen Castells, welches mitten unter einigen hohen Sandhügeln liegt, und von dem der eine Eingang, ein gewölbtes Portal mit Thürmen auf beiden Seiten, noch ziemlich gut erhalten ist. Die Steine, aus denen das Gebäude gebaut war, sind von der in der Römischen Architectur üblichen Größe, und eine Art schwarzen Granits. Im innern Raum finden sich verschiedne sehr große Steine, die als Pfeiler und Säulen gedient zu haben scheinen, und wie die Mauern größtentheils unter dem Sand verschüttet liegen. Die Wälle sind von Ost nach West ungefähr 200 Fuß lang, und von Nord nach Süd 150. Die verschiedenartige Architectur des zweiten Portals, und überhaupt die ungeschickte Uebermauerung des eigentlichen ursprünglichen Gebäudes beweist, daß die Araber zur Zeit des Khalifats von den nördlichen Thürmen Gebrauch gemacht haben. Ueber beiden Portälern finden sich Inschriften; die auf dem nördlichen ist zum Theil noch ziemlich lesbar, und lautet folgendermaßen:

IMP. CAES. L. SEPTIMIO. SEVERO.
PIO. PERTINACI. AUG. TRPOTV. III.
IMP. CSHPPET. IMP. CAES. M.
AURELIO. ANTONINO V RI
IIII. ET SEPTIMIO CAE.
AUG. O. ANICIO. FAUSTO. LEG
AUGUSTORUM. CONSULARI.
IPO III. AUG. PV.

Unter beiden Inscriptionen ist ein großer Adler in Basrelief eingehauen gewesen, aber diese Figuren sind jetzt so verstümmelt, daß man sie kaum noch erkennt.

Borjem ist der nördlichste Grenzort Fezzans auf dem Wege nach Tripoli. Für alle Sclaven, die Mukni nach diesem letztern Orte auf Rechnung des Deys schaffen läßt, muß er einstehen, bis sie über das Gebiet von Borjem hinaus sind; stirbt dann Einer, so trägt der Dey den Schaden; eben dieß ist Regel in Betreff der übrigen Kaufmannsgüter. Als wir das Gebiet von Borjem betraten, so scharmuzirten Muknis Reiter zum Scherz mit einander, und feuerten viele Salven zu Ehren ihres Herrn ab, der selbst an diesen Manövern Theil nahm, und in voller Carriere sein Gewehr abschoß.

Wir hatten bei unsrer Abreise von Tripoli gefürchtet, daß uns die vorschriftsmäßigen Gebete des Muhamedanischen Ritus (in der Regel des Tags fünf; für Reisende aber nur drei) sehr beschwerlich fallen würden; aber unsere dermaligen Reisegefährten waren gar nicht sehr gewissenhaft in der Beobachtung ihrer religiösen Gebräuche; kaum zwei

oder drei von allen beteten überhaupt, und selbst Mukni schien sich so wenig hierum zu bekümmern als sein Gefolge. Unter den letzten war die einzig fromme Person einer unsrer Cameeltreiber, der den ganzen Tag, so laut er konnte, Sprüche aus dem Koran und Zauberformeln gegen den Teufel herbetete, übrigens aber troß aller seiner Heiligkeit der abgefeimteste Schurke des ganzen Kafflé war. Dieser Bursche unterfing sich auch, wenn er von uns sprach, uns verächtlich Romees oder Christen zu nennen; als aber Mukni dieß erfuhr, so drohte er ihm mit einer derben Tracht Schläge, wenn er uns anders als Mammelucken nennte, wie dieß der Sultan selbst ja thäte.

Mittlerweile waren wir mit den Gliedern des Kafflé nach und nach besser bekannt worden, und die letztern erlangten bald Kunde von den medicinischen Kenntnissen und Talenten des Herrn Ritchie, was aber Ursach war, daß er von ihnen wegen ihrer wirklichen und eingebildeten Krankheitsübel nicht wenig überlaufen und bestürmt wurde. Alles wollte um die Wette zur Ader lassen, oder Arzneien einnehmen. Die allerzudringlichsten, die sich bloß einbildeten, daß sie krank seien, wurden zu mir gewiesen; für diese präparirte ich mit einem gravitätischem Ansehn eine Mixtur von Caffee, Salz, Essig und rothem Pfeffer, und gab Jedem hiervon einen Löffel voll ein, nebst den genauesten Vorschriften, was sie essen, trinken, und wie lang sie schlafen sollten; am andern Morgen fand ich gewöhnlich, daß meine Patienten schon zu meiner vollkommenen Satisfaction wieder hergestellt waren, und im ganzen

Kafflé den Ruhm meines wundervollen Heilmittels ausgebreitet hatten.

Am 10. April nahten wir uns schon der Stadt Sackna, als uns plötzlich ein furchtbarer Sandsturm überfiel, und uns zwang, Halt zu machen und unsre Zelte aufzuschlagen. Der Sirocco war so heftig, und der Sand flog überall in so dichtem Regen umher, daß wir nicht im Stande waren, drei Schritt weit zu sehen und uns eine Mahlzeit zuzubereiten. Mukni nahm seine Zuflucht zu unserm Zelt, weil dasselbe vorzüglicher als das seinige war, und Herr Ritchie beschenkte ihn bei dieser Gelegenheit mit einem unsrer Zelte, welches er sehr gnädig aufnahm. Wir hätten gegen Abend noch Sockna erreichen können, allein Mukni wollte erst am andern Morgen daselbst einziehen, und es wurde daher in der Nähe der Stadt an einem Ort Namens Hammam Halt gemacht, wo sich ein Paar Brunnen mit leidlichem Wasser befanden. Wir sowohl als das übrige Gefolge Muknis benutzten dieß, um uns zu waschen und unsern Anzug zu säubern, der sehr schmutzig geworden war. Gegen Abend gesellte sich noch ein großer Haufe von Trommelschlägern und Pfeifern zu unserm Kafflé, welche seiner Hoheit bei dem Einzug in Sockna am folgenden Morgen vorreiten sollten.

Am andern Tage früh nach sieben Uhr setzte sich Mukni mit seinem Gefolge in Bewegung, und wir sahen bald, daß wir unglücklicherweise ein Versehen gemacht hatten, indem wir in unsrer gewöhnlichen Arabischen Kleidung geblieben waren, während alle Uebrigen sich in ihre Pracht-

gewänder gekleidet hatten. Mukni vermerkte diese Nachlässigkeit auch sehr übel, besonders weil sie um so mehr auffallen mußte, da wir die Ehre hatten, zur Seite neben ihm zu reiten. Von den vielen Salven, Tänzen und Freudengeschrei und den übrigen Ceremonien, womit der Sultan bewillkommnet wurde, will ich nichts näheres erwähnen, weil man sich leicht denken kann, wie es dabei herging. Sobald wir in der für uns bestimmten Wohnung abgetreten waren, zogen wir unsre gestickte Gallakleidung an, und machten gegen Abend dem Sultan unsre Aufwartung, den wir mitten unter einigen hundert Arabern sitzen fanden, die alle zugleich über Geldangelegenheiten sprachen, und sich stritten, während ihnen Mukni mit großer Geduld zuhörte. Ich hatte unterdeß zeither ziemliche Fortschritte im Arabischen gemacht, besonders dadurch, daß ich Muknis kleinem Sohne, Yussuf, Unterricht im Englischen gab.

Sockna liegt in einer ungeheuern Sandebene, ist mit Wällen umgeben, und hat gegen 2000 Einwohner; die sieben Thore, die es hat, sind übrigens so eng, daß nur durch ein einziges von ihnen ein beladenes Cameel hindurch kann. So lange Fezzan durch einen Fürsten seines Landes beherrscht ward, war Sockna seiner Entfernung von Murzuck und Tripoli wegen in einer Art Unabhängigkeit, und wurde von allen Unzufriedenen jener beiden Hauptstädte als Zufluchtsort angesehen, daher damals die Bevölkerung daselbst doppelt so groß war als jetzt. Die Einwohner sprechen einen besondern Dialect, Ertana genannt, der mir die ursprüngliche Sprache der Berberei zu seyn

scheint. Sie tragen sich übrigens wie die meisten Beduinen, deren gewöhnliche Tracht in einem Hemd, Barracan, einer rothen Kappe und Sandalen besteht; einige wenige der Vornehmern und Reichern haben das Tripolitanische Costüm angenommen. Die Weiber von Socna gelten für ganz außerordentlich schön, und in der That konnten einige, die ich zu Gesicht bekam, sich hierin mit den Europäerinnen messen; sie sollen übrigens sehr zu Ausschweifungen geneigt und in Intriguen sehr bewandert seyn.

In der Nähe der Stadt stehen zweimalhunderttausend Dattelbäume, welche besteuert sind, und eine eben so große Anzahl ist eximirt. Die dasigen Datteln sind die besten in ganz Nordafrica, und werden in Tripoli theuer verkauft. Sie werden in großen Vorrathshäusern aufgespeichert, und die Menge dieser Früchte mag wohl die Ursache von den unendlich vielen Fliegen und andern Insecten seyn, mit welchen die Einwohner geplagt sind, und gegen die sie sich durch eine Art Fliegenwedel aus zusammengeflochtenen Büffelhaaren zu schützen suchen. Uebrigens fehlt es in der Stadt ganz an Futter für Cameele, welche deßwegen fünf (Engl.) Meilen weiter auf die Weide getrieben werden müssen; alle übrigen Hausthiere werden in der Stadt mit Datteln gefüttert. Der jährliche Tribut beträgt 2000 Dollars, ungerechnet die Steuer, die der Sultan auf die Dattelbäume gelegt hat, und die sich für je zweihundert derselben auf einen Dollar beläuft. Mukni cassirt allen Tribut selbst ein, und saß damals in diesem Geschäft vom frühen Morgen bis in die späte Nacht vertieft. Der ge-

genwärtige Scheik von Sockna schwebt in steter Lebensgefahr; sein Vorfahr in diesem Amte ward im vorigen Jahr eines Morgens im Bette ermordet gefunden, ohne daß man die geringste Untersuchung zur Entdeckung des Thäters angestellt hätte. Mukni (der allein in Verdacht war, daß auf seinen Befehl diese Mordthat verübt worden sei) begnügte sich, der Stadt eine Geldbuße vou 2000 Piaster aufzulegen, weil innerhalb ihrer Mauern jene That geschehen sei.

Da es sein Interesse erforderte, die Steuer von ein Paar in der Nähe von Sockna liegenden kleinern Städten, Hoon und Wadan, durch zuverlässige Personen eintreiben zu lassen, so beschloß er, seinen Sohn Yussuf dahin zu senden, und erlaubte Herrn Ritchie und mir, denselben zu begleiten, damit wir auf diese Weise Gelegenheit hätten, diese Gegenden kennen zu lernen. Ungefähr dreißig Reiter begleiteten uns unter Anführung eines Mannes, Namens Ibrahim, welcher den Auftrag hatte, für alle unsre Bedürfnisse zu sorgen.

Hoon liegt von Sockna südöstlich zehn Meilen entfernt, und gleicht demselben zwar nicht an Größe, aber in Hinsicht der Bauart seiner niedrigen Häuser und winklichten Straßen. Es ist ebenfalls mit einem Wall umgeben, innerhalb welchem einige Gärten und Palmengebüsche liegen; es hat drei Thore, drei Moscheen und ein großes Gebäude, welches man mit dem Namen Castell beehrt, obgleich es nicht einmal Schießscharten hat. Auf den Begräbnißplätzen in der Nähe der Stadt bemerkten wir, daß

fast alle Gräber mit einem oder mehrern Straußeneiern geschmückt waren, eben so wie die Thüren und Pforten der Moscheen. Es giebt in der dasigen Gegend sehr viele Strauße, und viele Einwohner nähren sich von der Jagd dieses Vogels. Uebrigens waren alle Araber über die Art und Weise, wie dieser Vogel seine Eier ausbrütet, einstimmig einer Meinung, welche der gewöhnlich bei den Naturkundigen angenommenen widerspricht. Der Strauß läßt nämlich seine Eier nicht durch die Wärme der Sonne ausbrüten, sondern baut sich ein Nest, in welches er vierzehn bis sechzehn derselben legt, und auf ihnen eben so sitzt, wie das Hühnergeflügel bei uns; manchmal löset das Männchen das Weibchen beim Brüten ab. Sowohl in Sockna als in Hoon und Wadan pflegt man junge Strauße in Ställen aufzuziehen, und nach zwei Jahren ihrer Federn zu berauben; so viel ich urtheilen kann, sind alle die schönen Federn, die nach Europa aus dieser Gegend gesendet werden, von zahmen Straußen genommen, indem die der wilden, wenigstens was die weißen Federn betrifft, viel zu struppicht und zerrissen sind.

Nachdem den Einwohnern von Hoon, die uns mit ihren Flintensalven eben so geräuschvoll empfingen, als die von Sockna den Sultan, kund gethan worden war, wieviel sie an Steuer bis zu unsrer Rückkunft von Wadan zusammenzubringen hätten, so begaben wir uns zu diesem letztern Ort, der bei weitem kleiner und armseliger ist als Hoon, allein einen anmuthigern Anblick gewährt, indem er an einen kegelförmigen Hügel gebaut ist, auf dessen Spitze einige befestigte Häuser, das Castell genannt, liegen. Die

Einwohner von Wadan bestehen größtentheils aus Shreefs (Abkömmlingen des Propheten) und aus Arabern von dem Stamme Moajer, und bringen den größten Theil ihrer Zeit mit dem Hüten ihrer Heerden in der Syrtis zu, die fast fünf Tagereisen weit entfernt ist, weil in der Umgegend ihrer Stadt es durchaus an Futter mangelt. Man brachte uns dort eine Art geistiges Getränk, das aus dem Saft des Palmenbaumes abgezogen, Lackbi genannt, und besonders in Fezzan häufig getrunken wird.

Nachdem wir den Tribut eincassirt hatten, kehrten wir nach Hoon zurück, und ich traf unter dem Haufen, der den dasigen Scheik zu uns begleitete, einen kleinen Knaben wieder an, der mit uns in dem nämlichen Kafflé von Tripoli aus gereist war. Auch er erkannte uns wieder, und führte uns auf unser Verlangen in den Umgebungen der Stadt umher, wobei sich viele Knaben seines Alters zu uns gesellten, von denen mehrere recht nette Jungen waren, und viel Gefallen an der Unterhaltung mit uns bezeigten, auch nicht wenig über die vielen Mißverständnisse lachten, zu denen unsere geringe Kenntniß des Arabischen Anlaß gab. Der Knabe that sehr viele Fragen an uns, besonders wegen des eigentlichen Zwecks unserer Reise, und unter andern auch die, ob wir sie unternommen hätten, um Sclaven einzukaufen. Wir verneinten dieß, und fügten hinzu, daß man in unserm Vaterlande die Sclaverei verabscheue; hierbei drückte er seine Verachtung gegen uns aus und rief: „Gott verdamm' eure Väter, die Esel! (ein dort üblicher Fluch) wozu sind denn die Sclaven anders da, als

uns zu bedienen? man kann sie also mit Recht holen, denn es sind ja bloß Kaffirs (Ungläubige) und sie sind uns durchaus zur Arbeit nothwendig.“ Ich führe diese Aeußerung nur als Beleg der allgemein bei den Arabern herrschenden und eine Art religiösen Glaubensartikel ausmachenden Meinung an, daß die Neger ausdrücklich von Gott zu ihrem Dienst geschaffen seien.

Am 17. April kamen wir wieder nach Sockna zurück, und ich hatte an diesem Tage Gelegenheit, eine Probe davon zu machen, wie weit man seine Autorität gegen diese Araber zeigen kann. Der Fall war dieser. Während unsrer Reise von Tripoli hatte ich einen armen Sclaven von ungefähr funfzig Jahren bemerkt, der dem Eigenthümer von einigen unsrer Cameele gehörte, und so matt und kraftlos war, daß er uns kaum folgen konnte. Nichts desto weniger gestattete ihm sein unmenschlicher Herr durchaus keine Erholung, indem er ihn des Nachts dazu brauchte, die Cameele zu bewachen, und ihn des Tags über unterwegs oft prügelte. Als wir nach Sockna zurückgekommen waren, war er grade aus der Wüste mit den Cameelen, die er dort hatte weiden müssen, zurückgekehrt und in einem höchst kläglichen Zustand, da ihn ein heftiges Fieber befallen hatte. Sein Herr fing an, ihn nach seiner Sitte mit dem Stock zu schlagen, und da der arme Schwarze unvermögend war zu schreien, so ergriff jener Steine und stieß ihn damit gegen den Kopf, indem ein andrer Araber ihm bei dieser grausamen Behandlung half. Dieß konnte ich nicht gelassen mit ansehen, und ich verwendete mich daher für

den Unglücklichen, allein ohne andern Erfolg, als daß man mich sehr verächtlich auslachte, als ich behauptete, daß der arme Sclav so gut ein menschliches Geschöpf sei als sein Herr. Ich ließ mich nicht irre machen und wandte mich an Mukni's obersten Schwarzen, indem ich ihn beim Haupte des Sultans beschwor, daß er sogleich den Herrn des Sclaven möchte abstrafen lassen. Zu meiner großen Zufriedenheit geschah dieß auch sogleich, und der Nichtswürdige erhielt auf der Stelle eine so starke Bastonnade, als zwei Männer nur zuhauen konnten. Als ich zu meiner Wohnung zurückkehrte, sah mich jener andere Araber, lachte mich aus und bezeigte mir auf eine so grobe Weise seine Verachtung, daß ich ohne Weiteres zu seinem großen Erstaunen ihm eine tüchtige Tracht Prügel zukommen ließ, ohne daß irgend eine üble Folge für mich oder ein Versuch der Rache Statt fand; im Gegentheil hatten diese nämlichen Araber von diesem Augenblick an so viel Respect vor mir, daß sie täglich kamen, um mir die Hand zu küssen, und in meiner Gegenwart dem armen Sclaven stets liebkoseten, der seitdem eine Art Kostgänger bei uns ward.

Die Araber von Sockna sind von dem Stamm Riahh; auch befinden sich dort viele, die zwischen Tripoli und der Syrtis herumziehen, und ihren Aufenthaltsort nach Beschaffenheit der Weideplätze verändern. Sie leben unter kleinen Gezelten, und gehören zu den Stämmen Waled boo Saif, Waled ben Miriam und Sohhoob.

Unsre Geschäfte in dieser Stadt waren nunmehr fast ganz abgemacht, und Herr Ritchie beschenkte den Scheik

mit einigem Pulver und Lederzeug, was ihm aber, wie ich nachmals erfuhr, von dem habsüchtigen Sultan für seinen eigenen Gebrauch weggenommen wurde. Lilla Fatma war um diese Zeit sehr krank, und da Herr Ritchie keine Lust hatte, zu ihr zu kommen, so ward ich ihr Arzt, und stellte sie durch einige Decocte von meiner eigenen Erfindung bald wieder her. Unter den kleinen Geheimnissen ihrer Krankheit entdeckte ich auch, daß sie im Genusse des Lackbi des Guten ein wenig zu viel that, woher wohl das Kopfweh rühren mochte, woran sie damals litt.

Am 22. April verließen wir Sockna in Begleitung des Sultans, und kamen unterwegs an eine kleine Quelle, deren Wasser sehr gut war. Mukni erzählte uns mit der Miene der festesten Ueberzeugung, daß in dieser Gegend einst ein Maraboot von heftigem Durst überfallen worden, und indem er mit seinem Stabe im Namen Gottes auf die Erde geschlagen habe, diese Quelle sogleich zu seinen Füßen entsprungen sei.

In der Wadey Octoffa, die südwestlich von Sockna in der Nähe eines guten Brunnens, Gutfa genannt, liegt, mußten wir den Bouzaferr entrichten, eine Art Zoll, den alle bezahlen müssen, die zum ersten Mal nach Fezzan reisen, wobei allerhand Ceremonien vorkommen, die denen beim ersten Passiren der Linie ähnlich sind. Es müssen bei dieser Gelegenheit die Reisegefährten tractirt werden, und wenn Jemand sich dieser Verpflichtung entziehen will, so graben die Araber ein Grab, sagen ihm, daß es ausdrücklich für ihn bestimmt sei, heulen und schreien, als be-

klagten sie einen Todten, und machen noch tausend andere lächerliche Possen, die indessen den gewünschten Erfolg zu haben pflegen, daß man sich dazu versteht, ihnen eine Mahlzeit auszurichten. Wir hatten dazu zwei Schafe und eine Quantität Mehl verwendet, welches wir unter alle Zelte unsres Kafflés zur großen Zufriedenheit unsrer Reisegefährten vertheilten; auch Lilla Fatma und noch einige Andere, die noch nicht nach Fezzan gekommen waren, entrichteten ihren Tribut auf ähnliche Weise.

Bei Fortsetzung unsrer Reise kamen wir durch verschiedne Wadeys zu einem Ort, El Maitba Baida genannt, wo auch die letzte Spur von Vegetation aufhörte, und wir nur hie und da den Leichnam eines verreckten Thiers oder das Grab eines vor Mühseligkeiten umgekommenen Menschen bemerkten. Alle diese Körper waren durch die außerordentliche Sonnenhitze so ausgetrocknet, daß wir auch nicht die geringste Spur von Verwesung wahrnahmen; eben so wenig zeigte sich bei neuerdings verreckten Thieren irgend ein übler Geruch von Fäulniß, und überhaupt trocknen bei der übergroßen Sonnenhitze alle Leichnahme sehr bald zu Mumien ein, die aber bei der leisesten Berührung aus einander fallen.

Auch die Luft war so trocken, daß unsere Tücher und Barracans bei jeder Berührung knitterten, und electrische Funken von sich gaben; dasselbe fand auch bei den Schweifen unsrer Pferde Statt, wenn sie damit nach den Fliegen schlugen. Die kleinen Kinder der freigelassenen Neger mußten außerordentlich von der Sonnenhitze leiden, da ihre Köpfe beschoren und ohne Bedeckung den glühenden Strah-

len ausgesetzt waren; eine der armen Negerweiber kam unglücklicherweise am Nachmittage des 25. April in Kindesnöthen, und wir mußten sie auf ein Cameel festbinden, um sie fortzubringen und nicht auf der Straße umkommen zu lassen.

Wir erreichten am 30. April die Stadt Sebha, welche einen pittoresken Anblick gewährt, indem sie mit Palmengehölzen umgeben, mitten aus einer traurigen Wüste amphitheatermäßig hervorragt. Sie hat Wälle von Lehm und einen hohen Thurm (Minaret) auf ihrer Hauptmoschee; die Häuser stehen in einer ziemlich regelmäßigen Ordnung, sind aber sehr niedrig. Alle Einwohner der Stadt kamen dem Sultan entgegen, um ihn zu begrüßen, und hiebei machte ich die Bemerkung, daß von diesem Ort an die Farbe der Bevölkerung wechselte, indem die Eingebornen alle Mulatten waren.

Am 3. Mai endlich kamen wir zu einem elenden Dorf von Lehmhütten, Dyleim genannt, welches nur noch drei Stunden von Murzuck entfernt war, und woselbst sich alle Einwohner aus der ganzen Nachbarschaft versammelt hatten, um den Sultan zu begrüßen. Auch verschossen sie zu dem Ende eine so große Menge Pulver, daß Mukni selbst mehrmals rief: „es ist nun genug, hört auf;“ allein sie antworteten immer durch neue Salven und erwiderten: „wir haben genug und satt Pulver.“ Ein Haufen Weiber führte Tänze auf, und sie waren in der That so unermüdlich darin, daß sie damit bis um Mitternacht fortfuhren. Die meisten Leute von des Sultans Gefolge ver-

wendeten übrigens die Nacht dazu, um sich und ihre Pferde und Cameele zu dem morgendem Einzug in die Hauptstadt gehörig herauszuputzen.

Auch wir hatten dießmal nicht versäumt, am andern Morgen unsre besten Kleidungsstücke anzulegen; allein Mukni, der mit uns Ehre einlegen wollte, schickte uns für diese Feierlichkeit zwei glänzvolle Prachtgewänder (Bornouses) zu, und ließ uns zu beiden Seiten von ihm reiten. Gegen 9 Uhr Vormittags langten wir bei den Palmengebüschen und Gärten von Murzuck an, und wurden daselbst von einer großen Menge zu Pferd und zu Fuß empfangen. Als wir nur noch fünfhundert Schritt von ihnen entfernt waren, so sprengten die Reiter in vollem Galopp auf uns los, sprangen von ihren Rossen herab, und küßten dem Sultan die Hand. Der älteste Sohn des letztern, Namens Sidi Aleima, war an ihrer Spitze, und nachdem er seinen Vater auf dieselbi Weise begrüßt hatte, so schloß sich sein Zug an den unsrigen an, so wie auch noch ein Haufen Tänzer, Trommelschläger und Pfeifer. Dicht neben den Sultan stellten sich zwei Männer mit großen Webeln von Straußfedern, womit sie die Fliegen verscheuchten, die ihn incommodirten. Der Lärm, den das Geschrei des Volks, die Trommeln und das Musketen- und Kanonenfeuer beim Einzug in die Stadt machte, war wirklich ganz ungeheuer. Wir ritten nicht mit ins Schloß, sondern nach dem Hause eines alten Mammelucken, Namens Hadgi Mahmoud, welches zu unsrer Aufnahme in Bereitschaft gesetzt worden war. Unser Wirth brachte uns auch

sogleich zu essen, und sehr bald erhielten wir sehr viele Besuche von den Einwohnern, die binnen einigen Stunden es schon richtig heraus hatten, daß wir sehr vornehme Männer wären, und bei uns die Summe von 30,000 Piaster führten, während indessen in der Wahrheit unser ganzes baares Vermögen in dreihundert Piaster bestand, die uns Mukni schuldig war.

Zu unsrer Reise von Tripoli bis Murzuck hatten wir 37 Tage gebraucht; fast die ganze Strecke Wegs war, die unmittelbare Nachbarschaft der Städte ausgenommen, eine traurige Wüste, mit wenig Brunnen versehen, und ohne den glücklichen Zufall, daß wir diese Reise in der Gesellschaft des Sultans machen konnten, würde uns dieselbe noch um sehr viel beschwerlicher geworden seyn. Auch muß ich Mukni die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu gestehen, daß er sich gegen uns bei jeder Gelegenheit so gefällig als möglich zeigte, und uns in den Städten gewöhnlich an seine Tafel zog. Ich war sein beständiger Gesellschafter, und mußte, da ich von viel muntererm und aufgewecktern Temperament war, als Hr. Ritchie, stets neben ihm reiten, wobei er mir sehr viele Fragen über mein Vaterland vorzulegen pflegte, von dessen Größe und Reichthum er sehr übertriebene Begriffe hatte, vorzüglich in Hinsicht seiner Fonds, oder Banco, wie er es nannte (er spricht ein wenig Italienisch). Er äußerte den Wunsch, einiges von seinem Vermögen eben nach der in England üblichen Art gegen Zinsen ausleihen zu können; jedoch müßte dieß heimlich geschehen, da der Koran es verbietet, Interessen von verliehenem Gelde zu nehmen.

Als ich ihm unter andern einmal erzählte, daß es unsern Englischen Damen gestattet sei, Geld zu ihrer eignen Disposition unter ihren Händen zu haben, und daß manche von ihnen sehr große Reichthümer besäßen, so wollte er mir dieß gar nicht glauben. Auch verwunderte er sich sehr darüber, wie er erfuhr, daß bei uns die jungen Männer sich oft erst im 25. oder 30. Jahre verheirathen, was ihm sehr unpassend zu seyn schien; doch fand er es in so fern weniger bedenklich, als er voraussetzte, daß sie in diesem Falle eine große Menge Beischläferinnen haben, und bloß diejenigen von ihnen heirathen würden, von denen sie Kinder hätten. Er selbst hat auch nur eine Frau, aber außerdem noch 50 Negerinnen, was für eine sehr mäßige Anzahl für einen Sultan von Fezzan gilt. Er erkundigte sich so angelegentlich nach unserm Verfahren bei unehlichen Geburten und bei streitiger Vaterschaft, daß ich bald merkte, daß er hierbei seine besondern Absichten haben mochte. Auch hörte ich später, daß er alle Kinder seiner Negerinnen, die von andern Männern erzeugt sind, umbringen läßt, wie dieß überhaupt in solchen Fällen in Tripoli Sitte ist. Die Mutter seines Sohns Yussuf hatte noch ein Kind, welches ein Jahr alt und von ganz schwarzer Farbe war; aus dem letztern Umstande schloß Mukni, daß es nicht von ihm erzeugt seyn könne, und beauftragte den Schwarzen, den er dieserhalb in Verdacht hatte, das Kind zu erdrosseln; der Mutter gestattete er, in ihr Vaterland zurückzukehren, was als eine besondre Gnade und Gunst angesehen ward, indem in der Regel auf solchen Vergehungen die Todesstrafe steht.

Was im Uebbrigen unsre Reise betrifft, so ritten wir gewöhnlich im Schritt auf unsern Pferden, die auf diese Weise dennoch einen starken Vorsprung vor den Cameelen zu erlangen pflegten. Gegen Mittag machten wir gewöhnlich Halt unter dem Schatten eines Baumes, oder wenn sich keiner fand, unter dem unsrer Pferde, und hielten eine kleine Mahlzeit von Brod oder Datteln, so viel jeder davon bei sich führte; sodann schliefen wir, bis die Cameele uns eingeholt hatten, worauf wir dann weiter ritten. Auf diese Weise erholten wir uns durch öfteres Ausruhen; allein dieß durften die beladnen Cameele und die armen Neger nicht, welche letztre mit ihren kleinen, oft erst vier oder fünfjährigen Kindern in einem fort über einen brennenden Boden oft sechzehn, ja manchmal, wenn Wassermangel einen forcirten Marsch nöthig machte, zwanzig Stunden lang gehen mußten, ohne ausruhen zu können; vermochten die Kleinen nicht weiter fort zu kommen, so wurden sie auf die Cameele gebunden. In unserm Kafflé befand sich ein alter völlig blinder Neger, der gesund und wohl die Reise von Tripoli nach Murzuk zurücklegte; er hatte den ganzen Weg zu Fuße gemacht, geleitet von seinem Weibe und durch die Hoffnung, wieder einmal die Stimmen seiner Landsleute zu hören, aufrecht erhalten.

Gegen Abend wurden die Zelte wo möglich in der Nähe eines Gehölzes oder einiger Bäume aufgeschlagen, und unsre Kisten und Ballen so aufgestellt, daß sie für diejenigen zu einer Art Bollwerk gegen den Wind und Sand dienten, die keine Zelte hatten. Der Wind wird in der Wüste durch den geringsten Widerstand äußerst heftig, und

die Stille der Nacht macht den Aufenthalt dort besonders bei trübem Wetter wahrhaft furchtbar und Grausen erregend. Sobald das Lager aufgeschlagen und das Futter für Pferde und Cameele besorgt ist, so wird die Abendmahlzeit bereitet. Fehlt es an Holz zur Feuerung, so ist Cameelmist dafür ein gutes Surrogat; man macht ein Loch in den Boden und legt drei Steine so, daß sie dem kleinen Kessel als Gestelle dienen. Die gewöhnliche Speise ist Cuscusson oder Bazeen. Muknis Weiber verstanden die Kochkunst sehr gut, und machten ihrem Herrn alle Abend eine treffliche Mahlzeit; wir pflegten Abends Caffee zu trinken, und Mukni versäumte nie, uns zu besuchen und daran Theil zu nehmen, da er ein sehr großer Caffeefreund ist. Wenn wir Zeit hatten, so tranken wir auch Frühmorgens einige Tassen Caffee, welches uns selbst in dem heißesten Wetter gegen den Durst schützte. Auch machte ich die Bemerkung, daß wir nie viel Durst litten, wenn wir des Morgens nichts gegessen und kein Wasser nüchtern getrunken hatten; thut man hingegen dieß Letztre, so muß man sehr von Durst den ganzen Tag über leiden. Die Pferde darf man nicht eher in die Nähe von Brunnen bringen, bis an ihnen die Reihe ist, getränkt zu werden; sehr häufig werden sie, wenn sie Wasser zu Gesicht bekommen, ohne es erreichen zu können, wüthend. Das Wasser wird gewöhnlich von Cameelen geschleppt, die besonders hierzu bestimmt und von aller übrigen Ladung befreit sind; jedes trägt sechs Gerbas oder Wasserschläuche, deren jeder, wenn er voll ist, 50 Pfund Wasser hat. Wenn der Kafflé erst in vier bis sechs Tagen frisches Wasser zu erreichen

hoffen kann, so muß jedes bereits mit Waaren beladne Cameel noch zwei Gerbas schleppen. Sehr viel Unbequemlichkeit auf den Reisen in der Wüste verursachen die Pferde, indem zu ihrer Tränkung so viel Wasser erfordert wird, daß man auf jedes Pferd ein Cameel zum Wassertragen halten muß, noch ungerechnet die Ladungen von Korn zu ihrer Fütterung.

Nichts wüthet in jenen Gegenden furchtbarer als der Südwind El Gibli und der Ostwind El Sphirghi genannt, die beide auf gleiche Weise den Reisenden gefährlich sind. Außer der ungeheuern Hitze und Trockenheit dieser Winde, sind sie gewöhnlich so sehr mit Sand geschwängert, daß die Luft ganz verfinstert dadurch wird, der Himmel wie eine dunkle Wolke aussieht und die Sonne kaum zu erblicken ist. Die Augen werden roth, schwellen und entzünden sich; Lippen und Haut springen auf, und in der Brust fühlt man wegen der Menge Sand, die man unvermeidlich beim Athemholen einschluckt, heftige Schmerzen. Auch für die Sachen und das Gepäcke ist dieser Wind verderblich, und wir fanden bei Eröffnung mehrerer Kisten einige unsrer Instrumente, die sehr sorgfältig eingepackt gewesen waren, nichts desto weniger geborsten und ruinirt. Gewöhnlich hält das Wehen dieser Winde zehn bis zwölf Stunden lang an; wenn sie aber aufhören, so scheint dann die Luft so frisch und labend, daß man bald das Elend des vergangenen Sandsturms vergißt.

Als wir uns in unsrer Wohnung einrichteten und auspackten, entdeckten wir, daß man uns einen großen

Sack mit Reiß, einen andern mit feinem Mehl und eine bedeutende Quantität Cußcusson unterwegs gestohlen hatte; auch vermißten wir eine Pistole, ferner die beiden Schlösser einer Doppelflinte und mehrere Schrotbeutel. Wir zeigten dieß sogleich dem Sultan an, der uns versprach, genaue Nachforschuugen in dieser Hinsicht anstellen zu lassen, und uns überhaupt auf alle mögliche Weise in jeder Beziehung zu unterstützen sich bereit erklärte; auch ließ er einige Tage nach unsrer Ankunft in der Hauptstadt uns die 300 Piaster auszahlen, die er uns schuldig war.

---

5. Murzuk und seine Bewohner.

Murzuk ist eine befestigte Stadt mit ungefähr 2500 Einwohnern, die fast alle Mohren sind, und nicht so wie die Araber ihre Wohnsitze verändern. Die Mauern sind von Lehm, haben runde Strebepfeiler, Schießscharten, und sind, wiewohl schlecht gebaut, dennoch stark genug, um gegen einen Angriff Schutz zu verleihen; sie sind 15 Fuß hoch, an der Basis 8 Fuß dick, und laufen, wie alle Mauern in der dortigen Gegend, gegen die Spitze immer schmäler zu. Die Stadt hat sieben Thore, deren jedes von einem von des Sultans Leuten Tag und Nacht bewacht wird, damit nicht etwa Sclaven und andre Waaren wider sein Wissen eingeschwärzt werden. Da es dort

keine Steine giebt, so nimmt man zu den Mauern Klumpen von Lehm, die man an der Sonne festtrocknen läßt, und da es in der dortigen Gegend nie regnet, so sind dieselben ein hinreichendes Surrogat der Steine. Die Häuser haben mit sehr wenig Ausnahmen nur ein Stockwerk; und die der Aermern empfangen ihr Licht durch die Thüren; aber auch die Reichen haben keine Fenster, sondern bloß kleine Löcher in den Wänden. Die Thüren sind sehr niedrig; die Schlösser und Schlüssel zu denselben sind sehr groß und schwer, und von gar sonderbarer Gestalt und Form. Die Straßen der Stadt sind sehr eng; doch giebt es verschiedne große freie Plätze, wo gar keine Häuser stehen, welche zum Aufenthaltsort der Cameele der Kaufleute dienen. Hie und da in der Stadt stehen Palmenbäume, und mehrere Häuser haben kleine Gärten oder Zwinger, in denen rother Pfeffer und Zwiebeln wachsen.

Das Schloß oder Castell ist ein ungeheuer großes Gebäude aus Lehm gebaut; es hat zwischen 80 bis 90 Fuß Höhe, und kleine Zinnen auf den Mauern (ein Einfall des jetzigen Sultans); von ferne nimmt es sich sehr kriegerisch aus, obgleich es, wie alle übrige dortige Gebäude, durchaus nicht im geringsten symmetrisch gebaut ist. Seine Mauern sind unten 50 bis 60 Fuß dick, laufen aber nach oben immer schmäler zu, so daß sie auf der Zinne nur noch 5 Fuß Dicke haben. Wegen dieser ungeheuern Dicke der Mauern sind im Innern nur wenige und ziemlich enge Zimmer; die, welche der Sultan bewohnt, sind übrigens recht schön, (versteht sich, verhältnißmäßig betrachtet); ihre

Wände sind glatt und roth angestrichen oder übertüncht. Sein Divan oder Lotterbett liegt auf dem Boden, und die, welche ihm ihre Aufwartung machen, müssen sich in einiger Entfernung auf der sandigen Hausflur halten; wir aber hatten die Ehre, stets in einer Ecke des Divans Platz nehmen zu dürfen. Auch das Apartement der Weiber, welche in kleinen Zimmern wohnen, ist hübsch eingerichtet; in der Mitte desselben ist ein großer Hofraum, in welchem sie kochen, Korn mahlen, und ihre übrigen häuslichen Geschäfte verrichten. Mukni hat 50 Negerinnen zu Beischläferinnen, die alle sehr hübsch sind, sich recht nett kleiden, und von fünf Eunuchen bewacht werden. Ungefähr sechs von ihnen führen den Titel Kibere oder Sultaninnen; es sind dieß diejenigen, von denen er Kinder hat, oder die seine Favoritinnen gewesen sind. Mukni hat drei Söhne und zwei Töchter, die bei ihm wohnen, aber des Nachts in ein Zimmer eingesperrt werden, wozu er allein den Schlüssel hat, so daß er ihretwegen nicht in Furcht zu seyn braucht.

In der Stadt sind einige Behälter stehenden salzigen Wassers, welches ohne Zweifel hauptsächlich an den vielen Fiebern und andern Krankheiten, die im Sommer vorzüglich häufig Statt finden, schuld ist. Der Begräbnißplatz ist außerhalb der Stadt und von bedeutendem Umfang; statt der Steine macht man kleine Erhöhungen von Lehm um das Grab herum, welche man auf mannichfaltige Weise mit Tuchstreifen und mit Straußeneiern verziert. Särge sind aus Mangel an Holz nicht üblich, man hüllt die Leichname in eine Matte oder ein Stück leinenes Tuch,

und bedeckt sie dann mit einigen Palmenzweigen und Erde. Es ist gebräuchlich, daß die Angehörigen eines Verstorbnen dann und wann seinem Grabe einen Besuch abstatten, und auf demselben ein Gebet oder eine Stelle aus dem Koran hersagen.

Um die Mitte des Mais ward ich von einer heftigen Krankheit befallen, welche mich 22 Tage das Bette zu hüten nöthigte, und mich dem Tode nahe brachte. Wir waren um diese Zeit schon sehr in Hinsicht unsres Geldes heruntergekommen, und hatten kaum genug; um uns das nöthige Korn zu kaufen; Fleisch aßen wir gar nicht, außer wenn wir so glücklich waren, in den Gärten eine Taube schießen zu können, und unglücklicherweise war meine Krankheit gleichsam nur der Vorbote von denen, die von diesem Zeitpunct an nacheinander meine Gefährten befielen. Die große Salzigkeit des Wassers, unsre elenden Nahrungsmittel und die übermäßige Hitze und Trockenheit der Luft verzögerten meine Wiederherstellung sehr, und als dieselbe dennoch endlich von Statten ging, so wurde sie von denjenigen, die mich während der schlimmsten Crisis gesehen und bereits ganz aufgegeben hatten, als ein wahres Wunder angesehen. Kaum fing ich an etwas besser zu werden, so ward Hr. Ritchie plötzlich sehr krank, und zwar litt er an einem hitzigen, mit Delirium begleiteten Fieber, und an heftigen Schmerzen im Rücken und den Nieren, weßwegen er sich wiederholt Schröpfköpfe ansetzen ließ. Auf ein Paar Tage ward er dann wieder besser, allein die Krankheit kehrte hierauf desto heftiger wieder zurück, so daß er, drei Stunden des Nachmittags ausgenommen, ent-

weder den ganzen übrigen Tag schlafend, oder in einem Zustand von Wahnsinn zubrachte, und nichts als Wasser zu sich nehmen konnte. Als er endlich wieder so weit hergestellt war, um Speise zu sich nehmen zu können, fehlte es uns leider schon am Gelde, ihm eine Stärkung durch bessere Kost zu verschaffen, indem der Sultan, der es darauf angelegt hatte, uns zu verderben, um sich unsrer Habe bemächtigen zu können, seinen verrätherischen Plan so gut ins Werk zu setzen wußte, daß sich Niemand fand, der uns von unsern Gütern etwas abgekauft hätte. Sechs ganze Wochen brachten wir auf diese Weise ohne animalische Speise zu, indem wir uns von einer geringen Quantität Korn und Datteln nährten. Unsre Pferde waren ebenfalls aus Mangel an gutem Futter so abgezehrt und ausgemergelt, daß Niemand Lust hatte, sie uns abzukaufen. Um das Maß unsrer übeln Lage voll zu machen, ward unser Belford völlig taub und so kraftlos, daß er nicht mehr vermögend war zu gehen.

Auf diese Weise war meine Lage sehr mißlich, besonders wenn ich daran dachte, daß, wenn meine beiden Reisegefährten, wie sehr zu fürchten stand, sterben sollten, ich weder Geld genug zu ihrem Begräbniß, noch zu meinem eignen Unterhalt haben, und wahrscheinlich vor Hunger in der dortigen Gegend umkommen würde. Indessen bewirkte mein von Natur heitrer Character und das Vertrauen auf die höhere Macht, die mich schon aus so manchen großen Gefahren gerettet hatte, daß ich nicht in Verzweiflung gerieth. Nach und nach wurde auch Belford wieder etwas

besser, und konnte mir bei der Abwartung unsers armen Reisegefährten hülfreiche Hand leisten.

Während der Krankheit des Hrn. Ritchie langte in Murzuk ein Kafflé von Tuaricks auf ihrer Reise nach Mecca an, ungefähr 150 Personen stark. Es waren sämmtlich sehr schöne Männer, schlank und kräftig gebaut, mit einem gewissen äußern Ansehen von Ungebundenheit und Stolz, welches Achtung einflößte. Sie haben eine weiße Hautfarbe, die sich auch an den bedeckten Theilen ihres Körpers gehalten hat, ihr Gesicht ist aber durch die Sonnenhitze sehr stark gebräunt. Ihre Kleidung ist gewöhnlich von blaugefärbter Baumwolle (doch tragen sie auch die übrigen Farben, ohne einer einen bestimmten Vorzug zu geben), und besteht in einem weiten Hemd oder Kittel mit Schleifen vorn auf der Brust, wozu sie das Zeug selbst verfertigen; die Kaufleute tragen aber meistens sehr buntstreifige, reich mit Gold und Silber verzierte Kaftans, die sie sich von Tripoli kommen lassen. Alle Tuariks haben die sonderbare Mode, sich ihr Gesicht bis unter die Augen mit einem Tuche von gesteifter (gewöhnlich blauer Leinwand zu verbinden, dessen Zipfel bis über die Achseln herabhängen; der Ursprung und Grund dieser Sitte ist nicht mehr bekannt, sie beobachten sie aber als eine von ihren Altvordern eingeführte Mode sehr genau und sorgfältig. Häufig tragen sie lederne Kaftans von Antelopenfellen, die recht gut gegerbt und zubereitet sind; ihre Hosen gleichen den sogenannten Kosakenhosen, und sind von baumwollnen Zeuge, ebenfalls meistens von dunkel-

blauer Farbe. Auf dem Kopfe tragen sie Alle Turbans, und die meisten über denselben noch hohe rothe Mützen. Ihre Sandalen, die von schwarzem Leder sind, und mit scharlachrothen Riemen an den Füßen befestigt werden, sind auf der innern Seite der Sohle auf eine wahrhaft bewundernswerthe Weise prachtvoll gestickt, und ohne Zweifel der schönste Theil ihrer Kleidung. Sie tragen sämmtlich eine Peitsche, die ihnen über der Achsel an einer breiten Kuppel herabhängt. Ihre Schwerter sind stark und sehr lang, und sie handhaben sie mit großer Geschicklichkeit und Gewandtheit. An dem linken Handgelenke tragen sie einen Dolch, der mit dem Griff nach der Hand zu in einer Scheide durch lederne Riemen an den Arm befestigt ist. Ohne diesen Dolch sieht man selten einen Tuarick; sodann haben sie auch gewöhnlich in der rechten Hand einen dünnen 6 Fuß langen Speer, oft ganz von Eisen, oder wenn von Holz, doch mit Erz ausgelegt und auf mancherlei Weise geschmückt. Im Kriege führen sie drei längere und noch leichtere Speere, die sie in großer Entfernung zu werfen verstehen, und eine starke Lanze, die hinter dem Sattel befestigt ist. Außerdem haben sie auch noch eine lange Flinte, und gelten für sehr geübte Schützen. Ihre Zelte sind, einige wenige von Segeltuch verfertigte ausgenommen, sämmtlich von Leder, und werden über Stäben und ihrem Gepäck ausgespreitet.

Die Tuaricks sind wo möglich noch abergläubischer als die Eingebornen von Fezzan; einige von ihnen sind über und über mit Amuletten und Papierschnitzeln, worauf Zau-

dersprüche und Bannformeln gegen den Satan stehen, bedeckt, und sie glauben in denselben sichere Mittel gegen Unglücksfälle und Krankheiten zu besitzen. Wo es nur möglich ist, heften sie dergleichen heiliges Geschreibsel an ihrem Körper an, und nicht bloß ihre Kleider und sogar die Falten ihrer Turbane sind damit vollgestopft, sondern auch ihre Waffen werden mit mancherlei Ceremonien gefeiet. Ihre Sprache ist das Berberische oder der eigenthümliche und ursprüngliche Africanische Dialect, der in den Gebirgen hinter Tunis, in mehreren Theilen von Marocca und in Sockna ebenfalls gesprochen wird. Sie sind auf das hohe Alter derselben nicht wenig stolz, und mehrere von ihnen erzählten mir, daß dieselbe schon von Noah gesprochen, und den übrigen Sprachen vorgezogen worden sei! Uebrigens ist bei ihnen auch noch eine Sitte gebräuchlich, die merkwürdig gegen die der übrigen Bewohner der Barbareskten und des Orients absticht; sie küssen nämlich Niemanden die Hand, wie die andern Mohamedaner zu thun pflegen, selbst nicht einmal dem Sultan, sondern wenn sie sich ihm nahen, um ihn zu begrüßen, so ergreifen sie seine Hand, schütteln sie und gehen dann wieder zurück; auch bücken sie sich nicht, sondern stehen stets aufrecht und blicken ihm gradezu ins Gesicht, was sonst kein Mohamedaner wagen würde. Kein Volk in der Welt hat übrigens wohl mehr Abneigung gegen das Waschen als sie; daher viele von ihnen, wenn sie sich eben in ein neues blaues Gewand gekleidet haben, eine Zeitlang ebenfalls ganz blau im Gesicht und an den Händen aussehen. Selbst die religiöse Vorschrift des Korans, zufolge der Jeder vor

dem Gebet sich waschen muß, bewegt sie nicht, sich des Wassers zu bedienen, sondern statt desselben nehmen sie Sand. Wir suchten öfters den Grund dieser sonderbaren Abneigung zu erfahren, erhielten aber immer zur Antwort: „Gott wolle nicht, daß Jemand sich selbst an seiner Gesundheit Schaden thue, wenn es nicht nöthig sei; Wasser wäre gut zum Trinken und Kochen, tauge aber nicht für die äußere Haut eines Tuarick, der stets nach dem Waschen krank werde." Nur einige wenige von ihnen pflegen sich zu waschen, und die Andern wegen ihrer Unsauberkeit zu verspotten. Sie bekennen sich sämmtlich zu der Mohamedanischen Religion, und verrichten ihre Gebete in Arabischer Sprache, obgleich die meisten von ihnen von derselben keine Sylbe verstehen; gewöhnlich begnügen sich diejenigen, welche beten (und viele thun es gar nicht), damit, die Glaubensformel, „es ist nur Ein Gott und Mohamed sein Prophet," zu wiederholten Malen herzusagen, weil sie außerdem fast gar nichts von ihrer Religion wissen.

Sie wohnen auf dem ungeheuer großen Landstrich, der auf den Karten mit dem Namen Sahara oder die große Wüste bezeichnet wird, und bestehen aus vielen einzelnen Stämmen, von denen viele keine feste Wohnsitze haben, sondern wie die Beduinen als Nomaden herumziehen und vom Raube leben. Bei solchen Gelegenheiten zeigen sie sich übrigens durchaus nicht grausam, vorausgesetzt nämlich, daß man sich nicht gegen sie zur Wehre setzt, in welchem letztern Fall sie ohne Schonung morden. Viele ihrer Stämme sind in stetem Kriege mit den Negerstaaten

von Soudan, und schleppen aus demselben eine unzählige Mene Sclaven weg. Sie verstehen sich so gut auf die Führung ihrer Waffen, und besitzen so viel Muth und Tapferkeit, daß sie allgemein sehr gefürchtet werden; was sie in den Stand setzt, oft in sehr geringer Anzahl ungehindert durch fremde volkreiche Länder zu ziehen. Jeder Stamm von ihnen hat übrigens in seiner Kleidung oder der Art zu reiten oder Krieg zu führen, etwas Characteristisches, was ihn von den übrigen unterscheidet.

Die dem Königreich Fezzan zunächst wohnenden Tuaricks finden sich in Ghraat, einer befestigten, d. h. mit einer Mauer versehenen Stadt, die von Murzuk zehn Tagereisen gegen Süden liegt, und fünf Tagereisen von Ganat entfernt ist, welches letztre nicht, wie die gewöhnliche Meinung der Geographen ist, eine Stadt, sondern bloß einen Landstrich, der reichlich Datteln hervorbringt, bezeichnet. Der Scheik von Ghraat wird dort Sultan genannt, gegen welchen pompösen Titel indeß seine wirkliche Machtvollkommenheit und Gewalt sehr absticht. Er hat bloß sehr precäre Revenüen, und zwar bloß von solchen, die sich in seinem Gebiete mit festen Wohnsitzen angesiedelt haben; die dortigen Tuaricks zahlen gar keine Abgaben, weil sie fast stets herumschweifen; ihre Stämme führen die Namen Heggar, Booghrasaten, Menghraata und Haioon, von denen der letztgenannte in einem besondern Geruch von Heiligkeit steht; auch haben fast alle von demselben die Wallfahrt nach Mecca gemacht. Der Sultan hat durchaus kein Recht über Leben und Tod zu verfügen; eben so wenig darf er Gesetze machen oder ändern,

sondern muß sich in jeder Rücksicht nach einer Art Staatsrath richten, der aus den Aeltesten der Stämme zusammengesetzt ist, und die gesetzgebende und richterliche Gewalt besitzt. Auch zeichnet sich der Sultan (der gegenwärtige heißt Bel Gussun) weder durch seine Kleidung noch durch andre Abzeichen aus, und treibt so gut, wie die Uebrigen, in eigner Person Handelschaft. Seine Würde ist übrigens erblich; und da sie nicht sehr anlockend ist, so hat sie das Gute, keine Successionskriege zu veranlassen.

Die Ghraatianer gestatten den Fremden, sich mit ihren Weibern und Töchtern zu unterhalten, und man weiß fast von keinem Mißbrauch dieser gestatteten Freiheit; sie sollen recht hübsch aussehen, aber etwas zur Corpulenz geneigt seyn. Die dortigen Einwohner gelten für sehr reich, was auch bei ihrem fortwährenden starken Handel mit Soudan nicht unwahrscheinlich ist, da sie von keinem Despoten ihres Gewinnes beraubt werden. Alle Arten Lebensmittel sind dort sehr theuer; die Datteln sind von schlechter Qualität, und Korn baut man nur wenig, das meiste tauscht man zu Murzuk gegen Gold, Sclaven und andere Waaren ein. Die Tuaricks von den Stämmen, die oft nach Ghraat kommen, sind sehr unverschämte und unersättliche Bettler, und haben die Mode, sich vorher in den Besitz des Gegenstandes zu setzen, den sie erbetteln wollen. Jährlich wird dort im Frühling ein großer Markt gehalten, zu welchem sehr viele Theilnehmer aus der ganzen umliegenden Gegend sich einfinden. Die Einwohner von Ghadams, einer andern Stadt der Tuaricks, welche zwan-

zig Tagereisen nordwestlich von Ghraat liegt, bringen dann Schwerter, Flinten, Kanonen, Pulver, Blei und Eisenwaaren, nebst einigen wenigen Zeugen zur Kleidung herbei; die Kaufleute von Soudan Gold, baumwollne Tücher, Thierhäute, Wasserschläuche, Goroo-Nüsse, Dolche und Sclaven; die aus Fezzan handeln mit sehr vielerlei Waaren, die sie sich aus Tripoli und Aegypten kommen lassen. Die Hauptartikel des Verkehrs sind Datteln, Korn, Cameele und Sclaven, welche sämmtlich in großem Ueberfluß vorhanden sind. Alle Kaufleute müssen an die dortigen Tuaricks eine Art Eingangszoll erlegen, von welchem bloß ihre genauen Freunde und die Mammelucken zu Murzuck oder deren Leute eximirt sind, weil es das Interesse der Tuaricks, die sehr häufig nach der Hauptstadt kommen, erheischt, mit denselben stets in gutem Vernehmen zu stehen.

Wir erhielten von Männern dieses sonderbaren Volksstammes sehr oft Besuche, wobei sie alles sehr eifrig und genau untersuchten, was wir ihnen von unsern Sachen zu sehen und in die Hand zu nehmen gestatteten. Vorzüglich zog sie das Gerücht von unsern geheimnißvollen Kenntnissen, und daß wir vermögend wären, steif und fest in die Sonne zu schauen, oder mit andern Worten, astronomische Beobachtungen zu machen, in großen Schaaren zu unsrer Wohnung herbei, und wir spielten ihnen dann und wann einen lustigen Streich. Die chemischen Kunststücke, die wir mit dem Phosphorus machten, setzten sie in das größte Erstaunen; nicht minder erregten die Kaleidoscopen und die Camera obscura ihre äußerste Verwunderung; aber der

Compaß war so sehr über ihre Fassungskraft erhaben, daß sie sich fürchteten, ihn auch nur anzurühren. Mehr nach ihrem Geschmack waren unsre Waffen; besonders zog ein Säbel, den ich besaß, und an dessen Gefäß eine Pistole angebracht war, ihre Bewunderung so sehr auf sich, daß ich, wenn ich ihn hätte weggeben wollen, ihn gegen einen ganzen Haufen von Negersclavinnen hätte vertauschen können. Da wir mit Arzeneimitteln ziemlich versehen waren, so gab dieß Veranlassung, daß alle unsre Besucher sich sehr übel befanden, und nicht nur eine, sondern alle Krankheiten des Landes zusammen zu haben sich einbildeten. Der Eine hatte böse Augen; wenn er sich nun durch die ihm dargereichte Medicin besser fühlte, so begannen sogleich alle seine Cameraden ebenfalls zu blinzeln, und sich halb blind zu stellen, um auch etwas Arzenei zu bekommen; hatte ein Anderer Beschwerden in der Leber, so fühlte sich die übrige Gesellschaft ebenfalls so übel, daß sie weder gehen noch sprechen konnte, ohne zu ächzen und zu stöhnen, und so gings mit allen Krankheiten. Anfangs reichten wir ihnen willig Medicin dar, bald aber merkten wir, daß es darauf abgesehen war, uns in Contribution zu setzen, indem sie auch noch außerdem, der Eine um ein Stückchen Zucker zum Versuchen und als Merkwürdigkeit für ihre Weiber und Kinder, der Andere um Taback, der Dritte um ein Paar Spornen u. dgl. bat, so daß uns endlich die Geduld riß, und wir, ohne viele Umstände zu machen, sie alle aus unserm Hause wegwiesen.

Nicht weniger aber wurden wir von den Einwohnern von Murzuck wegen Heilmittel überlaufen, besonders da

grade zu jener Zeit die außerordentliche Hitze (am 23. Juni als das Fest Rhamadan begann, stand das Thermometer des Morgens früh um 5 Uhr auf 27 Grad Reaumür (93° Fahrenheit) und des Nachmittags um zwei Uhr auf 42° (126½° F.), sehr viele Krankheiten unter unsern Freunden und Bekannten verursachte. Da Herr Ritchie um diese Zeit ebenfalls viel kränker geworden war, so mußte ich das Doctoramt versehen, wobei ich stets medicinische Bücher zur Hand hatte, um in schwierigen Fällen mir daraus Raths zu erholen. Viele meiner Kuren glückten mir, und ich erlaubte mir wenigstens nie, gefährliche Eperimente mit meinen Patienten anzustellen. Die häufigsten Krankheiten in der dortigen Gegend sind Leberkrankheiten, Brustbeschwerden, Milzsucht und Auszehrung, die man dort durch Brennen mit einem heißen Eisen heilt; sodann viele Arten von Fiebern, gegen welche, so wie gegen Lähmungen, Zauberformeln verordnet werden! Ich ward nunmehr als ein großer Arzt angesehen, und hatte auf diese Weise einen Character und feste Stellung gegen die übrigen Bewohner bekommen, wiewohl meine Kunst sehr eng begrenzt war, und sich nicht über Aderlassen, Blasenziehen und Bereitung einiger einfachen Arzneimittel erstreckte. Während meiner Praxis kamen oft gar comische Fälle vor, weil die Leute in die Arzeneikunst ein sehr übermäßiges Vertrauen setzten. — — — —

So kam einst ein alter achtzigjähriger Greis zu uns, der schon seit vielen Jahren her einen sehr gekrümmten Rücken hatte, und da er kurz vorher sah, daß ein Liniment, welches ich gegen einen verstauchten Knöchel verord-

net hatte, gut anschlug, so wünschte er auch eine Dosis von demselben zu bekommen, um seinen Rücken wieder grade zu machen. Eine kranke Negerin von einem der obersten Diener Muknis schickte uns ihr Armband, worauf wir ihre Krankheit errathen und die gehörige Medicin ihr dann schicken sollten. Selbst die Weiber des Sultans schickten uns beständig kleine Flaschen zu, um etwas zu erhalten, was sie fruchtbar machen könnte; oft fügten die Boten heimlich hinzu, ob man einen Knaben oder ein Mädchen wünsche. Beschriebenes Papier galt übrigens für Zauberformeln und mithin als officinell.

Unsere öconomische Lage ward indessen mit jedem Tage schlimmer, und von Mukni konnten wir keine Hülfe erwarten, da er trotz seiner Versprechungen ganz augenscheinlich sehr wünschte, daß wir alle zusammen umkommen möchten, damit er sich in den Besitz unserer Habe und Waaren setzen könne, von welchen letztern wir eine bedeutende Quantität hatten. Während dieser Zeit mußten wir uns, nebst Belford und einem Diener, alle zusammen, mit einem Quart Korn täglich nebst einigen Datteln begnügen, und um das Drückende unserer Lage zu vermehren, wurde Belford von Schwindel und Taubheit befallen, als kaum sich Herr Ritchie wieder ein wenig erholt hatte. In Hinsicht des Letztern mußte ich leider die Bemerkung machen, daß die Anfälle von Wahnsinn auf seinen Geist einen materiellen Einfluß gehabt hatten, indem er von jener Zeit an stets melancholisch gestimmt war, sich in seinem Gemach eingeschlossen hielt, und alle Gesellschaft vermied.

Unter den Einwohnern von Murzuck, die uns Anfangs häufig besuchten, so lange wir noch Caffee und Zucker genug hatten, um sie zu tractiren, war auch ein gewisser Mammeluck, Namens Mohammed ben Abd Alla, der aus Neapel gebürtig, und schon in seinem zehnten Jahre zur Muhamedanischen Religion übergetreten war. Der Dey von Tripoli, dem er früherhin angehörte, hatte ihn vor achtzehn Jahren dem Mukni zum Geschenk gemacht, der sich jetzt seiner bediente, um uns ausspioniren zu lassen, und stets zu beobachten. Vorzüglich suchte er er den eigentlichen Zweck unserer Reise zu erforschen, und ob wir in der That so vornehme Männer wären, wofür wir ausgegeben wurden. Es war nämlich damals dort das Gerücht in Umlauf, daß Herr Ritchie die Tochter, und ich die Nichte des Königs von England geheirathet hätten. Um nun hinter die Wahrheit zu kommen, schlug er auf den Busch, und stellte sich, als sei er genau mit allen unsern Umständen bekannt; wir leugneten unsrerseits alles auf eine Weise, aus der er nothwendig auf das Gegentheil unsrer Verneinung schließen mußte. Da er uns aber überhaupt sehr zur Last fiel, so beschloß ich, ihn einmal ordentlich in Furcht zu setzen. Eines Abends, da sich grade Hr. Ritchie sehr wohl befand, nahm ich den Mohammed mit hinaus ins Freie, begann vom König Salomon und seinem Siegel zu sprechen, und machte ihm weiß, Herr Ritchie und ich wir wären Freimaurer und verständen allerlei Zauberkünste; dabei erzählte ich ihm eine Menge Wunder und Geistergeschichten, zum Beweis, daß die Freimaurer alles thun könnten, was sie wollten, und sagte ihm beim Nachhausegehen, er solle

mir einige Worte sagen, mir dann den Mund zuhalten, und dennoch werde sie Hr. Ritchie durch seine Kunst errathen können. Er that dieß, und zu seinem großen Erstaunen sprach Hr. Ritchie die gedachten Worte wirklich laut aus, die ich ihm mit den Fingern bezeichnet hatte. Seit dieser Zeit ward er bei weitem weniger zudringlich; übrigens kam er während der Abnahme unserer öconomischen Angelegenheiten sehr häufig und that uns in Betreff unserer Waaren sehr niedrige Gebote, worauf wir uns aber nicht einließen; ganz augenscheinlich aber war er hierzu von Mukni beauftragt worden.

In jener traurigen Epoche kam uns indessen unerwartet eine plötzliche Hülfe, grade als wir aufs Aeußerste herabgekommen waren, und einen vergeblichen Versuch gemacht hatten, von Mukni Geld zu entlehnen, welches der Brittische Consul zu Tripoli sogleich an Muknis Frau, die dort sich aufhielt, zurückbezahlt haben würde. Wir hatten unserm Wirth, Hadgi Mahmoud, der neben uns wohnte, zwanzig Piaster bei unsrer Ankunft in Murzuck geliehen, von denen er uns erst die Hälfte zurückbezahlt hatte; damals brachte er uns aber grade zur gelegensten Zeit die andere Hälfte wieder, wodurch wir in den Stand gesetzt wurden, uns Speise und eine melkende Schafmutter, damit es uns nicht an Milch fehlen möchte, zu kaufen, und unsere Pferde wieder aufzufüttern, um sie sodann verkaufen zu können.

Gegen das Ende dieses Monats (Juli) kam aus Bornou ein großer Kafflé von Arabern, Tripolinen und Tib-

boos, die 1400 Sclaven beiderlei Geschlechts und verschiedenen Alters, meistens aber Weiber und Mädchen mit sich brachten. Früher waren schon mehrere geringere Züge von Sclaven ihnen vorausgegangen, und viele folgten ihnen. Wir waren vor die Stadt geritten, um den Einzug des großen Kafflé zu sehen, — ein sehr jammervoller Anblick! Die armen geplagten Geschöpfe waren meistens so erschöpft, daß sie sich kaum noch fortschleppen konnten; ihre Füße und Schenkel waren sehr geschwollen, und standen mit ihrem übrigen ausgemergelten Körper in einem traurigen Contrast. Sie mußten alle Lasten von Brennholz tragen, und selbst die kleinen Kinder, die zu wahren Skeletten durch Anstrengung und Elend zusammengeschrumpft waren, waren hiervon nicht befreit, und stöhnten unter ihrer Bürde, während ihre unmenschlichen Gebieter auf ihren Cameelen reitend, von Zeit zu Zeit ihre unglücklichen Gefangenen durch Peitschenhiebe antrieben. Viele von den Weibern schleppten auch auf ihrem Rücken kleine Kinder, von denen mehrere noch so jung aussahen, daß sie wahrscheinlich erst unterwegs geboren worden waren.

Die Tibboos, welche Sclavenhandel nach Bornou treiben, gehören zu den herumschweifenden Stämmen der Beduinen; sie stehen nicht unmittelbar mit Soudan in Handelsverkehr, weil dieß letztere Land zu weit entfernt ist, sondern tauschen die Sclaven in Bornou gegen Pferde ein, die sie im Innern des Landes sehr wohlfeil einkaufen und mit großem Vortheil absetzen, da die in Bornou von geringer Qualität sind. Auch sind sie für ihre Pferde be-

sorgter als für ihre Familien, und füttern sie sehr sorgfältig auf. Ein gutes Roß gilt aber auch dort so viel wie zehn oder funfzehn Negerinnen, von denen jede in den Häfen der Berberei 80 bis 150 Piaster angeschlagen wird. Die Tibboos reiten auf Sätteln, die den unsrigen gleichen, nur daß sie kleiner sind, und vorne höher; ihre Steigbügel sind ebenfalls den unsrigen ähnlich, allein sie stecken nicht den ganzen Fuß in dieselben, sondern nur die vier kleinern Zehen; der große Zeh bleibt außerhalb und ihre Schuhe sind hierzu eingerichtet, so daß für jenen ein besonderer Daumen bestimmt ist.

Die Kaufleute sprechen von den Sclaven ganz so, wie bei uns die Pächter vom Schlachtvieh. Diejenigen, die man hierher gebracht hatte, wurden übrigens gut ernährt, damit sie den weitern Marsch nach Tripoli, Benghazi oder Aegypten auszuhalten vermöchten, wohin sie bestimmt waren. So müssen diese Unglücklichen oft noch einen Weg von 1600 bis 1800 Meilen machen, bevor sie ausruhen können, und nachdem sie schon im Lande selbst vielleicht zehn verschiedne Herren gehabt haben, von denen sie meistens sehr übel behandelt werden. Bei jedem neuen Verkaufe hoffen sie, daß es der letzte seyn werde, aber gar oft müssen sie einen eben so langen und mühseligen Weg über den brennenden Sand wieder zurücklegen, als sie gekommen sind, mit neuen Gefährten, aber demselben Elend! Die Weiber können im Allgemeinen die Strapazen solcher Reisen besser aushalten als die Männer; vielleicht weil die kleine Portion Essen und Wasser mehr für sie hinreicht;

auch sehen sie nie so abgemattet und kraftlos aus wie die Mannspersonen.

Ich hatte vielfältige Gelegenheit, von den Kaufleuten aus Bornou von diesem Lande und mehrern andern Theilen des Innern von Africa, namentlich von Soudan genaue Erkundigungen einzuziehen, die ich hier zum Theil mit der Bemerkung mittheile, daß man sich erinnere, daß ich zufolge der Berichte Anderer, und nicht als Augenzeuge erzähle.

---

6. Notizen über Bornou, Soudan, Tombuctoo u. s. w.

Bornou ist der Name eines großen Landstrichs, 40 Tagereisen, oder ungefähr 700 Meilen südlich von Fezzan. Im Osten grenzt es an Baghermi, im Westen an Kano, und nach Norden zu an Kanem. Nur sehr wenig Kaufleute gehen bis zur südlichen Grenze dieses Landes, daher man nicht recht weiß, was für Länder in jener Richtung liegen. Die Hauptstadt von Bornou heißt Birnie oder genauer Birnie Jireed (Neu Birnie), um sie von einer ältern Stadt desselben Namens zu unterscheiden, welche letztere, seitdem vor ungefähr acht Jahren jene erbaut worden, fast gar nicht mehr bewohnt wird. Die Veranlassung zu der Erbauung von Neu Birne gab der Umstand, daß die ältere Hauptstadt ihre Lage an der westlichen Grenze wegen, häufig den s. g. Gharazzies oder Einfällen, um Menschen als Sclaven

wegzuschleppen, ausgesetzt war, daher man denn beschloß, die Hauptstadt mehr in das Innere des Landes zu verlegen, so daß jetzt Neu Birnie fünf Tagereisen weiter nach Osten zu liegt.

Zwischen beiden genannten Städten fließt ein breiter Strom Tsad genannt in der Richtung von Südwest nach Nordost. Die Eingebornen erzählen von ihm, daß er durch Foor (Brownes Darfur) nach Aegypten fließt; überhaupt aber wichen die Berichte über denselben sehr von einander ab, indem ihn die Einen für einen großen See, die Andern für einen unbedeutenden Fluß ausgaben. Von dem Neffen eines Kadi aus Bornou erhielt ich endlich über denselben folgende Auskunft: der Tsad ist eigentlich kein großer Strom, sondern schwellt jährlich während einiger Monate durch eine große Menge andere Flüsse, die sich nach der Regenzeit in ihn ergießen, zu seiner außerordentlichen Größe an, durch welche er einem breiten See gleicht, und rings umher das Land überschwemmt. Nach Verfluß von einiger Zeit trocknet er dann bis auf sein kleines Flußbette, (in welchem er denselben Namen führt, und von Westen nach Osten zu, man weiß nicht woher? fließt) wieder ein, so daß die Anwohner an seinen Ufern im Frühling ihre Ländereien besäen können, und stets vor Eintritt der Ueberschwemmung mit ihrer Erndte fertig sind, welche grade wie in Aegypten durch den Nil durch die vorgängige Bewässerung desto reicher ausfällt.

Dieser Fluß führt auch noch den Namen Gambarro, und oft auch wird er der Nil genannt. Bis vor einigen

Jahren, wo das Land durch die milde Regierung eines religiös gesinnten Muselmannes sehr an Cultur zunahm, herrschte dort die Sitte, jährlich beim Anfang der Ueberschwemmung eine reich geschmückte Jungfrau von ausgezeichneter Schönheit in diesem Fluß zu ersäufen. Die vornehmsten Familien des Landes hielten sich für besonders beehrt, wenn aus ihnen das Schlachtopfer gewählt ward, und die Priester weissagten dann aus dem leichtern oder schwerern Tode desselben, ob das künftige Jahr fruchtbar seyn werde oder nicht.

Bornou wird von einem Sultan regiert, der früher eine sehr ausgedehnte Macht besaß; allein seit mehrern Jahren hat sich der Scheik von Kanem, welches dem Sultan sonst zinsbar und unterworfen war, unabhängig zu machen gewußt. Es ist dieser letztre ein angesehener Maraboot, der unter dem Vorwande der Religion mit den Kaffirn in seiner Nachbarschaft in beständigem Kriege lebt, und dadurch eine überaus große Beute an Gold, Silber, Pferden und Sclaven zusammengebracht hat. Er lebt in der Hauptstadt von Kanem, Maoo genannt, erhält von allen Kaufleuten aus Fezzan Geschenke, und steht überhaupt im größten Ansehen.

In Kanem findet sich in der Entfernung einer Tagereise von der Hauptstadt ein sehr breiter Strom, der von Südwest nach Nordost fließt, und von den Eingebornen Yaoo, von den Mohrischen Kaufleuten aber Nil genannt wird. Er ist sehr tief und voll von Fischen, welchen die Einwohner an der Sonne trocknen, und zum Vorrath für die Regenzeit aufbewahren.

Mukni hatte vor nicht gar langer Zeit die von Vertheidigungsmitteln ganz entblößten Einwohner von Kanem, Muselmänner sowohl als Kaffirn, überfallen, und nachdem er ihre Stadt verbrannt, sie mit ihren Weibern und Kindern bis zu den Ufern jenes Stroms verfolgt, in dessen Wellen sehr viele von ihnen bei dem Versuche, durch denselben hindurchzuschwimmen, umkamen; andre wurden noch lebend wieder aus dem Wasser herausgezogen, und die Gesammtzahl der dort Gefangenen betrug über 1800. Mit diesen kehrte er dann zurück, und mußte hierbei durch eine Sandwüste, wo es drei Tagreisen hindurch kein Wasser giebt. Am ersten Tage erhob sich aber ein so furchtbarer Sandsturm, daß Mukni und seine Leute nicht wußten, in welcher Richtung sie weiter ziehen sollten; auch wüthete derselbe fortwährend noch zwei ganze Tage hindurch. Am Abend des zweiten Tags schickte Mukni den größten Theil der Gefangnen unter einer geringen Bedeckung weiter, während er mit den Uebrigen noch zurückblieb; von Jenen waren aber nur wenige so glücklich, einen mit Wasser versehenen Ort zu erreichen, und bei weitem der allergrößte Theil von ihnen kam auf eine klägliche Weise um. Als der Sandsturm sich am dritten Tage noch immer nicht gelegt hatte, so vermehrte sich Muknis Ungeduld und Mißmuth mit dem Aufschub seines Marsches, und in dieser Stimmung befahl er, alle übrige Sclaven umzubringen. Dieser grausame Befehl wurde auch sogleich ohne Weiteres mit kaltem Blute an 300 wehrlosen Geschöpfen vollzogen, in deren Land er zuerst unter der Maske der Freundschaft eingedrungen war, indem er vorgegeben hatte, er wolle

bloß hindurch ziehen, um sich an ein Paar andern Stämmen zu rächen, die ihn beleidigt hätten. Diese schändliche Verrätherei und unmenschliche Grausamkeit mußte natürlich um so gehässiger seyn, und seitdem wird sein Name in jener Gegend nicht ohne Verwünschungen und Flüche genannt, welche man schon die kleinen Kinder lehrt, sobald sie nur etwas sprechen können. Der oben erwähnte Scheik von Kanem war damals noch so glücklich, sich nach Birnie durch die Flucht retten zu können; sehr viele Glieder seiner Familie fielen in Muknis Hände, und wurden das Opfer seiner Grausamkeit.

Nordöstlich von Birnie, in einer Entfernung von zehn Tagereisen, zieht sich eine sehr ausgedehnte, mit vielen Bäumen bepflanzte Wadey, Bahr el Gazal genannt, hin, welche von Negerstämmen bewohnt wird, von denen die meisten Kaffirn oder wenigstens keine Muselmänner sind, und ein Nomadenleben führen. In diesem Landstrich giebt es in großer Menge Elephanten, Rhinocerosse, Löwen, Büffel und Cameloparden oder Giraffen, die von den Arabern Jimel Allah (Gottes-Camele) genannt werden. Die Einwohner sprechen eine Art verdorbenes Arabisch, haben aber auch ein oder zwei ihnen eigenthümliche Sprachen. Sie sind ein schöner Menschenschlag, kräftig gebaut und sehr thätig. Ihr Haar ist nicht kraus, und sie tragen es lang und geglättet; ihre Kleidung besteht meistens aus Leder, viele aber gehen ganz nackend. Zugvieh giebt es in so großer Menge, daß mehrere Gegenden buchstäblich mit demselben bedeckt sind. In den Wäldern findet man sehr viele Elephantenzähne.

Ueber dieß Land lauteten die verschiedenen Berichte der Kaufleute ziemlich übereinstimmend; namentlich über den Punct, daß es, obgleich es den Namen Bahr führt, dennoch keinen Fluß enthält, wiewohl vor Zeiten ein sehr großer Strom dort befindlich gewesen seyn soll. Es werden dort ganz ungeheure Gebeine von unbekannten Landthieren und Fischen gefunden, welche in einem Zustand von Versteinerung sind. Die Araber erzählen in dieser Hinsicht: „sie wären herbeigekommen, um diese Gebeine in Besitz zu nehmen, aber der Satan (Jblis) habe sie plötzlich aus Schabernack in Steine verwandelt." Auch giebt es schöne Muschelschalen, dort in dem Innern der Erde gefunden, von denen einige so groß sind, daß die Neger aus ihnen eine Art von Trompeten machen. Nach der Beschreibung der Gräten und Gerippe müssen einige jener Fische über 10 bis 12 Fuß lang gewesen seyn.

In Bornou bedient man sich einer kleinen kupfernen Geldmünze von geringem Werth, welche im Lande selbst geschlagen wird; Gold findet sich zwar ebenfalls, wird aber fast bloß zu Zierrathen verbraucht. Die Einwohner gelten für Mohamedaner, sind aber großentheils Kaffirs (Ungläubige). In den mehr civilisirten Theilen des Landes trägt man Kleider von Baumwolle. Die Waffen bestehen in Lanzen, Bogen und Pfeilen; bloß der Scheik und einige von der Leibwache des Sultans haben Flinten, sie verstehen es aber nicht, gutes Pulver zu verfertigen. Man behauptet, daß in Birnie 60,000 Reiter sich befänden, deren Pferde das Eigenthümliche an sich haben, daß sie nicht

wie die andern traben, sondern stets in Sprüngen sich vorwärts bewegen. Das Land selbst ist sehr fruchtbar, und bringt viel Korn und Obst hervor, unter andern die Tamarinde; es giebt viele Waldungen, deren Bäume sehr groß und schattig sind; die aus denselben geschnitzten Bretter dienen statt Papiers, indem man auf dieselben Gebetformeln schreibt, welche die kleinen Knaben lesen lernen.

Aghades ist ein großer Landstrich mit einer Hauptstadt gleichen Namens, die von Murzuk 36 Tagreisen und von Bornou deren zwanzig entfernt ist. Die Einwohner sind Tuaricks von dem kriegerischen Stamm der Kellemi. Die Stadt ist größer als Murzuk, aber ihre Häuser sind von gleicher Bauart; sie ist von einer aus Lehm und Steinen gebauten, ziemlich starken Mauer umgeben. Auf der dasigen Hauptmoschee ist ein sehr hoher Mouadden (Minaret, Thurm), von dem die Tuaricks behaupten, daß ihm selbst in Aegypten keiner an Höhe gleichkommt. Das Land selbst ist unabhängig, und wird von einem Scheik regiert; der gegenwärtige ist ein Mulatte, Namens Yussufsah, und steht in eben so großem Ansehen, als der Sultan von Fezzan. Der Boden ist nicht sandig, sondern von Erde, meist mit Gras bewachsen, übrigens sehr fruchtbar und baumreich. Die Einwohner sind sehr rigoröse Mohamedaner.

Bakkauce ist die Hauptstadt von Noofy, und die nämliche, in welcher Hornemann starb. Ueber diesen Reisenden erhielt ich folgende Auskunft von einem Kaufmann aus

Soudan, der ihn von Murzuck bis nach jener Stadt begleitet hatte. Zuerst waren sie mit einander in Fezzan bekannt worden, und zusammen nach Bornou mit einem großen Kafflé gereist, wo sie sich trennten. Hornemann blieb in Birnie drei oder vier Monate lang, und dann trafen sie beide wieder in einem Kafflé, der nach Kashna ging, zusammen. Das Volk hatte überall große Anhänglichkeit an Hornemann, wegen seines einnehmenden Wesens und seiner medicinischen Kenntnisse, und er galt allgemein für einen Maraboot. Sie reisten nachher zusammen mit einer anderen Caravane von Kaufleuten nach Noofy, und wohnten in der Hauptstadt dieses Landes, Bakkance, in dem nämlichen Hause bei einem gewissen Ali, von dem Stamm der Fellata. Hornemann hatte die Gewohnheit, von Fezzan an unterwegs sich genau die äußere Gestalt und Lage jedes Baums, Bergs oder Orts aufzuzeichnen, um den Rückweg allenfalls ohne Führer finden zu können. Seine Absicht war, durch Dagomba nach Ashantee, welches 40 Tagereisen südlich von Noofy liegt, zu reisen. Als unser Kaufmann Bakkance verließ, befand sich Hornemann noch gesund und frisch, aber bei seiner Ankunft in Kashna hörte er, daß Jener einige Tage nach ihrer Trennung am Fieber gestorben sei.

Soudan ist ein Arabisches Wort, welches das „schwarze Land" bedeutet; es heißt auch Ber el Abeed oder Sclavenland, aber die Eingebornen nennen es Haousa, welches man irrig für den Namen einer Stadt hält. Die Eingebornen sind überaus unwissend, und die wenigen von ihnen, die lesen können, finden ihren Vortheil sehr dabei,

groß Aufhebens von ihren Kenntnissen zu machen. Ein solcher Mann, der lesen kann, steht im größten Ansehen, und man sucht seine Gegenwart bei Hochzeiten und Geburten um hohen Preis zu erkaufen, weil er die Macht hat, den Teufel zu verjagen, der vor Einem, der aus dem Koran zu lesen versteht, sich flüchten muß. Die Kunst, Zauberformeln, Saffis gennant, schreiben zu können, ist der sicherste Weg zu Reichthümern.

Ungefähr die Hälfte der Einwohner von Soudan, an den Ufern des Niger (dort Nil genannt oder auch Soudan, welches ein generischer Name für die dortigen Gewässer ist) sind wenigstens dem Aeußern nach Mohamedaner, allein im Grunde verstehen sie von ihrer Religion nichts, als ihre Gebetformeln; viele von ihnen kennen auch diese nicht einmal, und erkennen bloß die Einheit Gottes, und die Erhabenheit seines Propheten an. Die Uebrigen sind völlige Heiden; einige dieser Nationen haben gar keinen Begriff von Gottesdienst und einem höchsten Wesen, andre beten den Teufel an, viele auch sind dem Fetischdienst ergeben, und verehren alles Außerordentliche von Gegenständen der äußern Natur. Die im Süden von Soudan lebenden Nationen sollen völlig im Naturstande leben, und sowohl in ihrem Benehmen, als in Gestalt und Lebensart, mehr den wilden Thieren als den Menschen gleichen.

Die Muselmänner übertreffen übrigens in ihrem Aberglauben bei weitem diejenigen, die sie ihre blinden Nachbaren betiteln, und unternehmen selten irgend etwas, ohne vorher durch Zaubereien sich geschützt zu haben; sie glau-

ben sich beständig von bösen Geistern und dem Satan verfolgt, und treffen oft sehr sonderbare Vorkehrungen, um sich gegen die eingebildeten Angriffe desselben sicher zu stellen.

Unter den armen unglücklichen Bewohnern von Soudan, die man so grausam aus ihrer Heimat wegschleppt, fand ich in Murzuk, wohin sie als Sclaven gekommen waren, so viel kindlichen Sinn, Unschuld und Gefühl, wie bei keinem andern Volke; ich rede indeß hier hauptsächlich von den Weibern, die Männer sind viel rauher und halten es für Schwäche, Sanftmuth zu zeigen. Besonders zeigt sich ihr sympathetischer Character, wenn eine ihrer Leidensgefährtinnen krank wird; dann wetteifern die übrigen, die Leidende zu trösten und zu nähren, wozu sie oft ihre ganze schmale Portion hergeben; stirbt sie, so machen sie nicht, wie die übrigen, ein lärmendes Geheul, sondern sitzen still, stets Thränen vergießend, und meistens ihr Essen nicht anrührend. Hat eine von ihnen ein Kind, so beeifern sich die andern, der Reihe nach wechselsweise es zu tragen, und mit ihm zu spielen. Sie sind selten trübsinnig, meistens aufgeweckt, ohne Ausgelassenheit, reinlich in ihrer Kleidung, umgänglich und sehr gelehrig; nur verlieren sie gewöhnlich durch den ihnen gegebenen Unterricht viel von ihrer natürlichen Einfalt und Kindlichkeit.

Tombuctoo oder Tembuctoo liegt ungefähr 90 Tagereisen südlich von Murzuk, von wo aus die Straße über Tuat geht, welches auf vielen Karten irrig als eine Stadt angegeben wird, da es im Gegentheil ein großer Landstrich

in der großen Wüste an der Grenze von Soudan ist. Die Stadt Tombuctoo ist aber keineswegs so groß als man sie gewöhnlich ausgiebt, und mag den übereinstimmenden Berichten mehrerer Kaufleute von dort zufolge nicht viel größer als Murzuck seyn. Zu der Annahme ihres großen Umfangs kann wohl der Umstand Veranlassung gegeben haben, daß eine sehr große Menge Kafflés von Kaufleuten von Marocco, Ghadams, Tripoli und den Negerstaaten an den Ufern des Niger, sich in jener Stadt während der Regenzeit, oder bis sie ihre Waaren abgesetzt haben, aufhalten, und während dieser Zeit sich kleine Häuser oder Hütten bauen, so daß Tombuctoo einen Monat hindurch oft 15,000 Einwohner mehr zählt, als in den übrigen.

Tombuctoo wird von einem König oder Sultan regiert, der aber keine große Macht besitzt; seine Würde ist übrigens erblich. Das Volk besteht völlig aus Schwarzen, von denen die Aermern meistens nackend gehen, die Reichern tragen Kittel und eine Art Pumphosen. Die Hauptartikel des Handelsverkehrs sind Gold, Leder, Baumwolle und Waffen.

Bekanntlich hat man behauptet, Mungo Park lebe noch, und werde von dem Sultan von Tombuctoo wegen seiner Theilnahme an einem Aufstand gefangen gehalten. Nach den Berichten der Kaufleute aber, mit denen ich dieserwegen sprach, ist diese Hypothese höchst unwahrscheinlich, da es ganz unmöglich ist, daß er, oder irgend ein andrer Weißer, ohne Wissen der Kaufleute könnte in der Stadt verborgen geblieben seyn, da sie in alle Woh-

Bayerische Staatsbibliothek München

nungen, selbst die des Sultans nicht ausgenommen, kommen. Uebrigens leben in dem Gebiet von Tombuctoo mehrere Judenfamilien, die des Handels wegen von Marocco dorthin gekommen sind, welche durch ihre Verschiedenheit von den Mohamedanern in Tracht und Sitte zu dem Gerücht Anlaß gegeben haben, als gäbe es in jener Gegend Christen.

Die Weiber von Soudan stehen in einem besondern Ruf wegen ihrer Singkunst. Sie accompagniren sich bei ihrem Gesang mit einem kleinen Instrument, Erbab genannt, das aus einem ausgehöhlten halben Kürbiß besteht, den man auf der einen Seite mit einem Fell, wie eine Trommel, überzogen hat, nebst einem Griffbret und einer Saite, welche mit einem Bogen von Pferdehaaren gestrichen wird. Außerdem haben sie noch Trommeln, Pfeifen und Cymbeln.

Weniger ausgezeichnet sind die Weiber von Bornou; sie sind weder so hübsch von Gestalt, so reinlich, noch von so gutem Temperament, als jene, und stehen daher auf den Sclavenmärkten in niedrigerm Preise.

Unter den übrigen Orten in der großen Wüste ist besonders Ghadams merkwürdig, welches funfzehn Tagreisen südwestlich von Tripoli liegt. Hier pflegen die Kaufleute, die von der letztgenannten Hauptstadt nach Tombuctoo über Tuat reisen, sich zu versammeln, bevor sie ihre große Reise antreten. Früherhin war diese Stadt unabhängig; vor einigen Jahren aber hat sie der Sohn des Deys von Tripoli unterjocht, daher sie dem Letztern seitdem zinsbar ist.

Es zeichnet sich diese Stadt vor allen andern durch den sonderbaren Umstand aus, daß in ihr zwei verschiedene Stämme leben, die nicht nur in keiner Gemeinschaft mit einander stehen, sondern sich wechselweise in einem fort bekriegen. Durch eine grosse Mauer wird die Stadt in zwei Theile getheilt, deren jeder unter einem besondern Scheik steht; über beide gebietet ein von dem Dey bestallter Cadi. Die Straßen sind so enge und überbaut, daß Niemand in der Dämmerung ohne Lampe den Weg finden kann; die Häuser sind aber, obwohl bloß von Lehm, dennoch gut gebaut. Die Einwohner sind Araber, aber die beiderseitigen Stämme vermischen sich nie durch Heirathen mit einander, und sind sich gegenseitig so fremd, als wohnten sie viele Meilen von einander entfernt. Der Mouadden (Minaret) der dortigen Moschee ist so hoch, daß er in der Entfernung einer ganzen Tagreise weit erblickt werden kann. Es giebt in der dortigen Gegend sehr viele Strauße, deren Federn der bedeutendste Handelsartikel in dem Verkehr mit Tripoli ausmachen. — —

So weit die Berichte, die ich von vielen Kaufleuten, die nach jenen Gegenden zu handeln pflegten, einzuziehen Gelegenheit hatte. Ich nehme nun den Faden meiner Erzählung wieder auf.

Im September war zu Murzuck Alles mit der Dattelernote beschäftigt, welche dieß Jahr sehr gut ausgefallen war; diese Frucht macht den Hauptbestandtheil der Nahrung der dortigen Einwohner aus, und wird theils saftig und frisch verzehrt, theils gedörrt und für den Winter aufbewahrt.

Um diese Zeit verbreitete sich in Murzuck das Gerücht, daß Mukni bei dem Dey von Tripoli in Ungnade gefallen sei und abgesetzt werden, so wie daß ein größerer Tribut als irgend je vorher gezahlt werden solle. Diese Nachrichten, die durch einige Privatbriefe aus der Hauptstadt bestätigt wurden, versetzten den Sultan in so große Bestürzung, daß er plötzlich krank wurde und das Bette hüten mußte. Zum erstenmal in seinem Leben fing er nun an, regelmäßig in den vorgeschriebenen Stunden zu beten, hörte auf zu fluchen, und sprach viel vom Paradiese, und den Vorzügen der zweiten Welt vor der irdischen. Obgleich Hr. Ritchie damals selbst sehr unpäßlich war, so besuchte er dennoch den Sultan fortwährend, und endlich gelang es ihm auch, denselben so ziemlich wieder herzustellen; auf diese Weise vergalt er ihm durch Gefälligkeit sein schlechtes Betragen gegen uns. Auch ich war oft im Schlosse, und wir erfuhren, daß einige übermüthige Aeußerungen Muknis dem Dey zu Ohren gekommen seien, von dessen Emissären der Erstere sehr fürchtete, nächstens einen Besuch zu bekommen und erdrosselt zu werden. Nie war wohl ein hochmüthiger Tyrann zu einem tiefern Grade von Furcht herabgesunken, als jetzt Mukni; er saß beständig in einem dunkeln Zimmer, ließ fast Niemanden vor sich, sprach stets in einem schüchternen Ton, und ließ sich Tag und Nacht von seinen Negerinnen trösten und mit Speise versehen.

Bei dieser Lage der Sachen hielt er es für das Beste, seinen vornehmsten Staatsdiener, Aboo bekr bao Kalloum, nach Tripoli zu senden, um sich wieder in die Gunst

des Deys zu setzen. Zu dem Ende gab er demselben reiche Geschenke an schönen Sclavinnen, Zibeth u. s. w. für den Dey, seine Familie und die angesehensten Hofbeamten in Tripoli mit, und wir benutzten diese Gelegenheit, um an den dortigen Englischen Consul zu schreiben, ihm unsre üble Lage vorzustellen, und ihn um Uebersendung von Geld zu bitten. Bald nach Aboos Abreise erhielten wir ein Schaf und zwei Hüte Aegyptischen Zuckers von Mukni zum Geschenk, der jetzt sich besser fühlte, und heimlich Anstalten zu einer etwaigen Flucht zu treffen begann, im Fall seine Sache übel ablaufen sollte. Es war vorauszusehen, daß er in diesem Falle Murzuck nicht mit leerer Hand verlassen würde, und hauptsächlich hatten die dasigen Mammelucken seine Rache zu fürchten, da er sie im Verdacht hatte, jene Aeußerungen dem Dey verrathen zu haben. Zwei von diesen, Yussuf und unser alter sehr religiöser Hadgi Mahmoud, waren unsre guten Freunde, und setzten uns von Allem, was jetzt vorging, in Kenntniß. Da wir ebenfalls ohne Zweifel viel von Mukni, der sich gar zu gern unsrer Habe bemächtigt hätte, zu fürchten hatten, so hielten wir mit den Mammelucken mehrere geheime Berathungen, in denen ausgemacht wurde, daß bei eintretender Gefahr alle sich in unserm Hause versammeln sollten, da uns unsre Waffen und Munition, woran wir dem Sultan sehr überlegen waren, in den Stand setzten, uns eine geraume Zeit hindurch zu vertheidigen.

Er besuchte uns unterdessen während dieser Zeit öfters, und zeigte sich so freundlich gegen uns, wie vorher.

Wir hatten uns damals häufig damit belustigt, mit unsern Pistolen nach einer Scheibe zu schießen, welche am Ende des Hofraums aufgestellt war. Mukni fand ebenfalls viel Geschmack an dieser Uebung, und nahm seinerseits auch Theil daran; doch gelang es uns, stets viel besser zu treffen, als er oder seine Leute, was uns um deßwillen lieb war, weil wir ihm auf diese Weise in einem wichtigen Punct unsre Ueberlegenheit zeigen konnten. Ich hatte zwei treffliche und sehr kleine Pistolen, die er sehr bewunderte und gar zu gern mir abgekauft hätte, allein ich that, als verstünde ich seine dieserhalb sehr deutlich erklärten Winke nicht. Er war sogar um diese Zeit noch viel zuvorkommender als zuvor, allein wir trauten ihm desto weniger, und legten uns nie schlafen, ohne unsre geladnen Pistolen unter dem Kopfkissen, und alle unsre Waffen in gehöriger Bereitschaft zu haben. Auch sah einst um Mitternacht Hr. Ritchie, durch ein Geräusch aufgeweckt, einen Mann, der auf unser Dach gestiegen war, und nachdem er eine Luke ausgehoben hatte, von der Decke herab in unser Zimmer schaute, und wahrscheinlich nichts Gutes im Sinn hatte, als er plötzlich bemerkte, daß Hr. Ritchie nach seiner Pistole griff, worauf er sogleich sich wieder fortmachte. Hr. Ritchie weckte uns, und wir setzten ihm auf der Stelle nach, konnten ihn aber nicht mehr ereilen. Tags darauf erzählten wir diesen Vorfall dem Sultan, der aber behauptete, Hr. Ritchie habe sich dieß nur in einem Anfall von Fieber oder Wahnsinn eingebildet, obgleich wir noch die Fußtapfen eines Mannes auf unserm Dach gesehen hatten, welches, wie alle dortige Dächer, mit einer Art Sand

mit Lehm vermischt überzogen, und auf diese Weise für den Eindruck von Fußtapfen empfänglich war. Auch glaubten unsre Freunde, daß wohl Mukni selbst der Anstifter dieses nächtlichen Besuchs gewesen seyn möchte, und um uns vor ähnlichen in Zukunft mehr sicher zu stellen, erklärten wir öffentlich, daß wir Jeden ohne Weiteres niederschießen würden, der sich unbefugterweise in unserm Hofe blicken lassen würde. Mukni selbst verfiel bald darauf wieder in seine Krankheit, und als er wieder etwas hergestellt worden war, sah man ihn oft Hand in Hand mit einem Arabischen Scheik gehen, der sehr viel gereist war, und dessen Stamm sich damals in der Nähe von Aegypten befand. Man vermuthete, daß Mukni im Fall einer nöthigen Flucht nach diesem letztern Lande seinen Weg nehmen werde, wiewohl er überall in großer Gefahr schwebte, indem er von allen Arabern nicht weniger gehaßt war als von den Negern, und schwerlich einem martervollen Tode würde haben entrinnen können.

Am 20. September wurde Hr. Ritchie wiederum krank; Belford war grade wieder hergestellt worden, allein seine Taubheit war geblieben. Wir mietheten eine Frauensperson, um für uns zu kochen; da sie aber täglich nur einmal kam, um unser Brod zu backen oder unsern Cußcussou zuzubereiten, und oft uns die Hälfte davon stahl, so ereignete es sich ziemlich häufig, daß wir bis zum andern Morgen fasten mußten. Trotz allen Ungemachs behielt ich dennoch immer frischen Muth, und Abends, wenn Hr. Ritchie bereits schlief, begleitete ich oft den oben erwähnten Rene-

gaten Mohammed (der sich sehr gefällig gegen mich bezeigte, weil ich noch eine Partie Taback besaß) in die Gesellschaften der Einwohner der Stadt, welche sich durch Tanzen, Singen und Trinken von Lackbi und Booza erlustigten. Das letztre ist ein berauschendes Getränk, welches wie unser Dickbier schmeckt, und aus Datteln, dem Mehl von Gassab und Wasser bereitet wird; es geräth nach Verlauf einer einzigen Nacht bereits in Gährung und wird getrunken, wenn es sauer geworden ist.

Uebrigens geschahen dergleichen Besuche nur insgeheim, denn wir mußten uns sehr in Acht nehmen, daß es nicht herauskäme, daß wir dergleichen verpönte Getränke zu genießen uns unterfingen, weil wir sonst ohne Zweifel als Kaffirs (Ungläubige) in Untersuchung gekommen wären. Gewöhnlich finden auch solche Zusammenkünfte nur von Leuten aus den niedern Volksclassen Statt; indessen sah ich doch auch einmal den für sehr religiös geltenden alten Cadi der Stadt ebenfalls daselbst in einem eben nicht nüchternen Zustand aufmerksam dem Gesang und Spiel eines Weibes zuhören. Ich für meine Person fand, daß ich durch die Theilnahme an dieser Art von Gesellschaft sehr bedeutende Fortschritte in Hinsicht meiner Kenntniß der Sprache, Sitten und Gebräuche des Landes machen konnte, woran mir bei meinem Plan, weiter südwärts vorzudringen, sehr gelegen seyn mußte. Mohammed nahm gewöhnlich am Tanze Theil, und ward sehr bald berauscht; gewöhnlich war ich die einzig nüchterne Person in der ganzen Gesellschaft, und um so besser im Stande, Beobachtungen zu machen.

Es sind dort sehr viele Tänze üblich, von denen einige der dasigen Gegend eigenthümlich angehören. Man tanzt in zwei Reihen, die jungen Männer und die Weiber einander gegenüber stehend, zu der Musik von Trommeln und Cymbeln, und indem alle Tänzer und Tänzerinnen zugleich im Chor ein Lied singen; oft auch tanzen die Weiber bloß allein in einem Kreise um die Musicanten herum. Uebrigens finden keineswegs bei allen diesen öffentlichen Tänzen unanständige Stellungen und Gebärden Statt, sondern es geht alles so ordentlich und regelmäßig nach dem Tact der Musik zu, daß es einen recht angenehmen Eindruck auf den Zuschauer macht. Auch die Sclaven und die Knaben haben ihre besondern Tänze; die Letztern haben aber dabei keine Trommeln, sondern tanzen nach dem Tact ihres eignen Gesangs, dem sie die Anfangsworte ihres ersten Glaubensartikels „la illa il' Alla" (es ist kein Gott außer Gott) sonderbarer Weise zum Grunde legen.

Einst hörte ich ein Weib zur Erbab ein Lied singen, von dem sie behauptete, daß es das Lieblingslied des Bruders des letzten Sultans, Sidi Montesar, gewesen sei; aus einigen Stellen desselben merkte ich, daß es dasselbe sei, welches Hornemann anführt, und sonderbarer Weise war es grade die nämliche Frau, von der er es auch singen hörte; sie erinnerte sich noch sehr gut dieses Reisenden, der oft im Schlosse gewesen war, wenn sie dort gesungen und gespielt hatte. Einige der dort üblichen Volkslieder sind sehr bilderreich; so z. B. vergleicht ein Liebhaber seine Schöne mit einer eben gereiften Dattel, ihre schwarze Hautfarbe

mit Rabenfedern, ihre Zähne mit Perlen, ihr Auge mit der Sonne, ihren Athem mit Rosenduft, ihre Worte mit Moschus, den Ton ihrer Stimme mit dem Erbab, und ihre Küsse mit Honig oder Aegyptischen Zucker.

Die Arabischen Lieder sind sehr nett und in einem ähnlichen Stil. Ein junger Mann gab sich viel Mühe, mir ein solches Lied zu lehren, welches er, wie er sagte, selbst gedichtet und componirt hatte. Er sang die monotone Melodie in einem tiefen Ton, wie die Araber pflegen, doch klang es gar nicht uneben. Der Held des Stücks ist ein Beduine, von dem kriegerischen Stamm Waled Suleiman, und im Begriff auszureiten, um seine Schöne zu sehen, welche zu einem andern Stamm gehört; so viel ich mich entsinnen kann, lauteten die Worte folgendermaßen:

„Hier bin ich, wohlberitten, auf einem Roß sitzend, dessen Ohren Flügeln gleichen, das so schnell läuft, wie eine Antelope, und Niemand kennt als seinen Herrn. Meine neue rothe Mütze steht mir wohl; mein Schwert ist scharf, meine Pistolen sind schön geputzt und mein Gürtel schimmert im Sonnenschein. Wie das Herz einer Taube schlägt, wenn sie findet, daß ihr ihr Junges geraubt ist, so wird meines Liebchens Herz pochen, wenn sie mich sieht. Sie wird dem Hunde nicht gestatten, zu bellen, und wird ihr Zelt verlassen, unter dem Vorwand, Holz zu suchen. Sollten sie auch ihre Verwandten entdecken, so soll sie doch nichts von ihnen zu fürchten haben. Ich will sie auf mein Pferd heben und mit ihr fliehen; denn mein

Roß hat Ohren wie Flügel, rennt wie eine Antelope und kennt bloß seinen Herrn. Meine neue Tagaia steht mir wohl, mein Schwert ist scharf, meine Pistolen geputzt und mein Gürtel glänzt im Sonnenschein."

Die reichern Einwohner von Murzuck kleiden sich auf eben die Weise, wie die Tripolitaner; die Aermern tragen ein weites Hemd von weißer oder blauer Baumwolle mit langen losen Schleifen, Hosen von demselben Stoff und Sandalen von Cameelhaut; da die Hemden sehr lang sind, so tragen viele auch weiter keine andre Kleidungsstücke. Wenn man auf den Markt oder in die Gärten geht, so gürtet man sich mit einem Jereed oder Aba, und eine rothe Mütze oder ein baumwollnes Haarnetz macht den Anzug vollständig; an den Freitagen, an welchen die Moschee besucht werden muß, trägt man allenfalls einen Turban und erscheint in gelben Pantoffeln. In den Gärten tragen Männer und Weiber große Strohhüte mit breiten Krempen, um ihre Augen gegen die Sonnenstrahlen zu schützen, und Sandalen, die aus den Blättern und Fasern des Palmbaums verfertigt sind. Sehr junge Kinder gehen ganz nackend, die mehr erwachsenen tragen ein Hemd; sehr vielen ist aber das Haar dicht am Kopf abgeschoren, und sie haben keine Kopfbedeckung, um sich gegen die Sonne und die Fliegen zu schützen.

Die Weiber von der vornehmern Classe tragen dunkle Hosen, die sehr hübsch mit Silber gestickt sind, was angenehm gegen die schwarze Hautfarbe contrastirt. Ueberhaupt genommen, ist aber die Tracht der dortigen Frauensperso-

nen keineswegs geschmackvoll und noch weniger reinlich; ihr Haar ölen sie so stark ein, daß das Oel ihnen auf Gesicht und Kleider herabtrieft, sie pudern sich stark mit einem Pulver, das aus einer dem Lavendel ähnlichen Pflanze, aus Gewürznelken und einigen andern Species bereitet ist und Atria heißt. Sie flechten ihr Haar auf dem Hinterkopf in zwei über die Schultern herabhängende Zöpfe, an denen sie silberne Zierrathen oder Corallen befestigen, und in welche sie oft schwarze Wolle mit einflechten, um ihnen ein stattlicheres Ansehen zu geben. Der Kopf wird gewöhnlich mit einem wollnen Schnupftuch umwunden, dessen Zipfel hinter dem Kopf herab fällt, und das unter dem Kinn mit einem ledernen Riemen befestigt ist. Jedes Ohr ist für so viele Ringe durchbohrt, als eine Frau nur besitzt; einige tragen an jeder Seite sechs, von denen der größte ungefähr 5 Zoll im Durchmesser hat, und noch von einem am Kopfe befestigten Band getragen wird. Um den Nacken tragen sie Perlenschnüre oder Halsbänder von Corallen. Arme, Ellenbogen, Handgelenke und Finger sind über und über mit Armbändern von Corallen, Gold, Silber, Elfenbein, Glasperlen und Ringen u. s. w. bedeckt; an den Knöcheln tragen sie Schellen von Silber, Erz, Kupfer oder Eisen; aber diese schweren Zierrathen verunstalten und schaden durch ihr Gewicht dem Körper; ich sah einmal, daß eine Frau silberne Fußschellen trug, die 128 Unzen schwer waren, und ihre Knöchel ganz wund gerieben hatten. Die Hemden der Weiber sind gewöhnlich von dunklerem Zeuge als die der Männer, und am Kragen und auf der Brust mit Stickereien geziert. Männer und Wei-

der haben die sonderbare Sitte, ihre Nasenlöcher mit zerstoßenen Zwiebel- oder Kleeblättern vollzustopfen, was sehr widrig aussieht.

Die Männer sind in ihrer Kleidung viel reinlicher als die Weiber, weil sie sich ihr Haar nicht einölen; aber sie sind sämmtlich, hohe und geringe, reinliche oder schmutzige, auf eine ekelhafte Weise mit Läusen bedeckt, woraus sie auch gar kein Geheimniß machen. Ich sah selbst oft, daß der Sultan, wenn er einen solchen ungebetnen Gast gewahrte, seinen Daumen erst naß machte, um ihn nicht entwischen zu lassen, und ihn dann mit großer Würde und Ernsthaftigkeit knickte. Einige unsrer Nachbaren trafen wir beim Besuche auf ihren Teppichen liegend an, wie sie eben von ihren Sclaven eine Jagd nach diesem Ungeziefer auf ihrem Leibe anstellen ließen, und es gilt als eine große Empfehlung für eine Sclavin auf dem Sclavenmarkt, wenn von ihr gerühmt werden kann, daß sie in dieser Kunst wohl erfahren ist. In allen Häusern giebt es eine sehr große Menge kleiner Ameisen, welche alle die Thiere zernagten, die wir hatten aufbewahren wollen, und deren Biß sehr schmerzhaft ist; sie krochen sogar in unsre Büchsen und Schachteln, und belästigten uns sehr in unsern Betten. Wanzen giebt es ebenfalls in großer Anzahl und sonderbar genug führen sie dort den nämlichen Namen (bug), wie bei uns. Flöhe dagegen finden sich nirgends.

Die Lebensart ist in Murzuck im Ganzen genommen sehr einfach; zur Ueppigkeit und Schwelgerei fehlt es an Mitteln, und die Einwohner leben hauptsächlich von Dat-

teln. Viele haben Monate lang nicht einmal Korn, und wenn sie einmal dergleichen bekommen, so backen sie einen Teig daraus, Aseeda genannt, welcher eine feinere Art von Bazeen ist. Das Korn ist an sich ziemlich gut, allein da es in schlecht eingerichteten Handmühlen gemahlen wird, so kommt sehr viel Kleie unter das Mehl. Zu allen Gerichten nehmen die Fezzaner so viel Schmeer oder Fett und rothen Pfeffer, als sie nur bekommen können. Die Butter wird in Ziegenhäuten aus der Syrtis oder von der Seeküste hergebracht, und ist sehr ranzig; da sie vorher, ehe sie in die Häute gefüllt wird, allemal erst abgekocht wird, so ist sie so flüssig wie Oel, und wird ihres hohen Preises wegen für einen besondern Leckerbissen gehalten. Oel kommt von Benioleed, Mesurata und den Gharianschen Gebirgen.

Fast alle Thiere werden mit Datteln gefüttert; Pferden und Eseln giebt man die Frucht selbst, Cameelen, Schafen und Ziegen die Kerne, welche von den Weibern zuvor klein gestoßen werden, was die Hauptbeschäftigung dieser letztern ausmacht. Schafe und Ziegen kommen von den Gebirgen bei Benioleed, mithin 400 (Engl.) Meilen weit her; sie müssen durch eine große Wüste, wo sie einmal fünf Tage hindurch weder Futter noch Wasser finden. Viele kommen auf diese Weise unterwegs um, und die Murzuck erreichen, werden deßwegen desto theurer bezahlt. Hühnergeflügel giebt es in der ganzen Gegend nur sehr wenig, da sich der Sultan fast alles zum Verbrauch in seiner Küche zugeeignet hat.

Kleines Gewürm, Eidexen und Scorpionen finden sich

besonders zur Herbstzeit sehr häufig in den Häusern. Ich hatte in Tripoli eine besondre Manier gelernt, Scorpione zu haschen, ohne von ihnen gestochen zu werden, welche mir jetzt sehr zu Statten kam; die Einwohner von Murzuck aber glaubten steif und fest, ich besäße ein Zaubermittel, welches mich schützte. Einst aber, als ich mich in der Dunkelheit auf unsre Matratze niedersetzte, stieß ich mit der einen Hand zufällig auf einen kleinen Scorpion, der mir sogleich einen heftigen Stich gab. Da ich gleich merkte, wovon er herrührte, so machte ich schnell Licht an, reinigte die Wunde mit einer Lanzette, sog das Blut aus, und Hr. Ritchie brannte mir ein tiefes Loch hinein mit einem Aetzmittel. Durch Anwendung dieser Vorsichtsmaßregeln lief dieser Vorfall ohne weitere üble Folgen ab, außer daß ich anfangs einigen Schmerz und meine ganze rechte Seite gelähmt fühlte, meine Hand auch etwas geschwollen war. Man kennt dort viele Beispiele, daß Kinder von dem Stich dieser Thiere binnen drei Tagen starben.

Taback wird allgemein von Männern und Weibern gekauet; das Rauchen desselben ist aber bloß Sache der Reichern, da Rauchtaback sehr theuer und Pfeifen selten zu haben sind.

Die Revenuen des Sultans von Fezzan bestehen in Abgaben, die auf Sclaven, Datteln und Kaufmannsgüter gelegt sind. Für jeden Sclaven, weß Alters oder Geschlechts er auch sei, empfängt er als Eingangszoll 2 Sp. Piaster, und in manchen Jahren beläuft sich die Zahl der in sein Königreich gebrachten Sclaven über 4000. Außer-

dem erhebt er noch von jedem Sclaven beim Verkauf desselben anderthalb Piaster, so daß dieser eine Artikel ihm jährlich gegen 14,000 Piaster einbringt. Eine Cameelladung von Oel oder Butter zahlt 7 Piaster Eingangszoll; besteht sie in Kupfer- und Eisenwaaren, 4, und in Tüchern zur Kleidung 3 Piaster. Jeder Araber, der eine Ladung Datteln aufkauft, muß dafür einen Piaster an den Sultan zahlen, ehe er sie ausführen kann; jährlich werden über 3000 Cameelladungen Datteln verkauft. Die Dattelbäume selbst, die des Cadis und der Mammelucken ausgenommen, sind ebenfalls besteuert, und zwar muß für jede 200 Stück ein Piaster Abgabe gegeben werden; auf diese Weise erhält der Sultan bloß aus der Nachbarschaft von Murzuck jährlich eine Summe von 10,000 Piastern. Außerdem besitzt er selbst als Privateigenthum so viele Dattelbäume, daß er jährlich 6000 Cameelslasten Datteln verkauft, wofür er wenigstens 18,000 Piaster erhält. Von allen Schafen und Ziegen erhebt er das Fünftel des Kaufpreises; sodann den Zehnten alles Korns, was in den Gärten gebaut wird. Jede Stadt des Königreichs zahlt einen gewissen jährlichen Tribut, und obgleich dieser gering ist, so beläuft sich doch der Gesammtbetrag Aller jährlich auf 4000 Piaster. Sodann muß man auch noch hinzurechnen, daß er bei seinen Streifzügen in die benachbarten Länder jährlich im Durchschnitt 1000 — 1500 Kriegsgefangene zu Sclaven macht, von denen allemal der vierte ihm eigenthümlich zugehört, so wie der vierte Theil der Cameele und übrigen Beute. Er hat sich das Monopol vorbehalten, allein mit Pferden zu handeln, die er sehr wohlfeil

von den Arabern einkauft, die des Handels wegen nach Fezzan kommen, und dann mit bedeutendem Vortheil gegen Sclaven vertauscht. Außer diesen ordentlichen Einkünften erhält er noch viel durch Geschenke, und weiß sich noch auf viele Weise zu bereichern. Stirbt ein Mann kinderlos, so erbt der Sultan von Rechtewegen den größten Theil seines Vermögens, das Ganze aber, wenn es ihm beliebt hat, Jenen verurtheilen und tödten zu lassen! Seine sämmtlichen Beamten werden übrigens auf öffentliche Kosten besoldet, und er selbst hat nichts weiter zu bezahlen, als die 15,000 Piaster jährlichen Tributs an seinen Oberherrn, den Dey von Tripoli.

Ich hatte öfters Gelegenheit, die dortigen Schreiber und Schullehrer, Fighis genannt, nebst ihren Schülern zu sehen. Die Kinder lernen die Buchstaben auf die Weise kennen, daß sie dieselben auf hölzernen Tafeln geschrieben vor sich haben, und ihrem Lehrer laut nachsprechen; sodann lernen sie schreiben, indem sie die Schriftzüge auf jenen Tafeln erst übermalen. Der Schulmeister pflegt ihnen meistens Sprüche aus dem Koran laut vorzusagen, welche die Knaben auswendig lernen, indem sie sie ihm nachsprechen; können sie erst ein wenig lesen, so singt er die Capitel des Korans laut ab, und jene folgen ihm mit dem Nachlesen in ihren Büchern, so gut sie es vermögen. Nach und nach vervollkommnet sie die Uebung, und nach Verlauf von drei bis vier Jahren ist die Erziehung vollendet. Auf diese Weise können viele den Koran sehr fertig lesen, ohne eine Zeile eines andern Buches zu verstehen. Von Rech-

nen oder Geometrie ist keine Rede. Als Schulgeld wird monatlich zwei Saa (Viertel) Korn, und für das ganze Jahr ein Piaster gezahlt.

Wenn der Knabe den Cursus seiner Studien vollendet hat, so geben die Eltern dem Fighi als Geschenk einige Kleidungsstücke oder ein Paar Piaster; oder wenn sie zu arm sind, so bringen sie ihm etwas zu essen, und wünschen ihm wenigstens Gottes Segen. Die Schulstunden sind übrigens keineswegs regelmäßig festgesetzt, sondern finden Statt, wenn der Fighi grade nichts anders zu thun hat; die gewöhnliche Zeit ist die des Morgens und Abends. Da die Knaben ihre Pensa alle zugleich laut lesen, um sie zu lernen, so kann man sich leicht denken, daß dieß für den Zuhörer eben kein harmonischer Ohrenschmaus ist. Als Züchtigungsmittel sind Stockschläge auf Hand und Fuß, und unsre alte gute Englische Sitte des Auspeitschens üblich.

So lange Murzuk noch unter seinen eingebornen Königen stand, wurde jährlich zu einer bestimmten Zeit ein Fest gefeiert, bei welchem alle Knaben, die grade mit ihrem Schulcursus fertig waren, schön geschmückt zu Pferde auf einer Sandebene im Westen der Stadt erschienen. Auf einer Erhöhung stand der Fighi mit einer Fahne in der Hand; die Knaben wurden in einiger Entfernung aufgestellt, und sobald der Fighi die Fahne geschwenkt und in den Boden gepflanzt hatte, so sprengten sie alle um die Wette in vollem Galopp dahin. Wer zuerst bei der Fahne anlangte und sie ergriff, wurde vom Sultan mit einer schönen Kleidung und einigem Gelde beschenkt, und ritt an

der Spitze der Uebrigen rund um die Stadt herum. Seit Muknis Ankunft hat aber diese Festlichkeit zum Leidwesen der Eltern aufgehört, die in ihr einen wirksamen Reiz und Aufmunterung zum Fleiß für ihre Knaben sahen.

Der Sultan hatte häufig Hrn. Ritchie gebeten, seine Kinder und einige seiner Negerinnen zu besuchen, wenn sich diese unpäßlich befanden, was derselbe willig gethan hatte; da er aber jetzt selbst krank war, so mußte ich seine Stelle als Arzt versehen, was mir Gelegenheit gab, das Innere des Hauswesens Muknis und seines Familienlebens zum Theil kennen zu lernen, wovon ich sonst keine Kunde bekommen haben würde. Ich war sehr durch den Anblick seiner zwei kleinen Töchter überrascht, von denen die eine erst drei, die andre anderthalb Jahre alt war, und die beide in dem übertriebensten Stil barbarischer Pracht gekleidet und mit Gold wahrhaft belastet waren. Außer einem reichen Halsgeschmeide aus der Manufactur von Tombuctoo, trugen sie Armbänder und Schellen an den Knöcheln von massivem Golde, die zwei Zoll breit und einen halben Zoll dick waren, und durch ihr Gewicht die Füße und Arme der armen Kleinen wund gerieben hatten. Sie waren in silbergestickte Hemden gekleidet, die aus farbigen Streifen oder Borten zusammengesetzt waren, und über Hosen von demselben Stoff herabhingen; eine gestickte Weste und Mütze vollendeten ihren überladenen Anzug, unter welchem sie darniedergedrückt einhergingen. Noch schlimmer hatte es der jüngste Sohn Muknis, ein vierjähriges, sehr stupid aussehendes Kind, welches noch außer den Zierrathen, die

seine Schwestern schleppen mußten, mit einer ungeheuern Menge Amulette behangen war, die alle in goldnen Kästchen steckten; seine Mütze war reich mit Juwelen besetzt, die die Gestalt von offnen Händen bildeten, um das gefürchtete „böse Auge (evil Eye)" abzuwehren.

Jeder der Söhne Muknis hat eine große Menge Sclaven, die ihn überall hin begleiten; gewöhnlich sind sie von demselben Alter, wie ihre Herren, und zugleich deren Spielcameraden; nichtsdestoweniger bekommen sie aber von den kleinen Despoten gar manchen derben Puff, ohne daß sie sich darüber zu beklagen wagen. Das Gefolge des jüngsten Prinzen sieht wirklich sehr comisch aus, da es aus Knaben besteht, die alle nicht über fünf Jahr alt sind; der Eine trägt die Bornouse seines Herrn, der Zweite den einen Schuh, der Dritte den andern u. s. w.; dabei tragen Einige prachtvoll gestickte Kleider, während Andre beinahe oder ganz nackend sind, und nicht einmal eine Kappe auf ihrem Haupte haben; den Zug beschließt ein Knabe, der unter dem Gewicht der Staatsmuskete seines Herrn einher schwankt, die derselbe indessen nie abfeuern darf.

Das Costüm derjenigen, die Muknis Hofstaat bilden, ist das Tripolitanische. Auch pflegt er den Dey darin nachzuahmen, daß er dann und wann seinen vornehmsten Dienern eine Kleidung zum Geschenk macht; bei dieser Gelegenheit giebt er sich ein gewaltig majestätisches Ansehen, indem er dem Begnadigten das Kleid überreicht und zu ihm die Worte sagt: „trage dieß;" der Beschenkte muß

dann auf der Stelle das Gewand anlegen und dem Sultan knieend dafür die Hand küssen. Einstmals war ich grade gegenwärtig, als der alte Cadi, der sehr corpulent ist, zum Geschenk einen Caftan empfing, der zu eng für ihn war, so daß er, als er sich dennoch hineingezwängt hatte, keinen Arm rühren konnte, und in diesem comisch genug aussehenden Zustande sich nach Hause begeben mußte.

Am 1. October wurde in Murzuk das große Fest Aidel Kebire gefeiert, welches zur Erinnerung an die Wallfahrten nach Mecca eingesetzt ist. An demselben ist es gebräuchlich, daß jeder Hausvater ein Thier eigenhändig abschlachtet, und seine Weiber, Kinder und Sclaven mit einer Mahlzeit von Fleisch tractirt. Mukni hatte uns zu diesem Fest wider unser Erwarten mit einem Lamm beschenkt, und da Hr. Ritchie zu unpäßlich und schwach war, um die Rolle des Hausvaters und Schlächters übernehmen zu können, so versah ich dieß Amt mit ziemlichen Geschick. Fleischspeise war uns aber so etwas ungewöhnliches, daß wir uns unser Lamm gar zu gut schmecken ließen, und wir alle deßwegen am folgenden Tage krank wurden. Es ist übrigens bei allen ächten Muselmännern Sitte, kein Thier anders als nach vorausgegangenem Aussprechen der Formel: „im Namen Gottes,“ abzuschlachten.

Um die Mitte des Octobers befand sich Hr. Ritchie wieder etwas besser; allein er blieb stets schweigend und niedergeschlagen, weßwegen wir einen baldigen Rückfall der Krankheit fürchteten.

Es waren grade damals einige Kafflés von Tibboos mit Sclaven nach Murzuk gekommen, und da wir unsre Pferde wieder ziemlich durch Datteln aufgefüttert hatten, so beschlossen wir, eines derselben zu verkaufen, zumal, da wir nunmehr bald Geld von unserm Consul zu Tripoli zu erhalten hofften. Der Sultan gab zu diesem Handel seine Einwilligung, und es gelang mir nach mancherlei Versuchen, einen alten Grauschimmel, den der Dey dem Hrn. Ritchie zum Geschenk gemacht hatte, an einen Tibboo für 70 Piaster zu verkaufen, von welchem Kaufpreis er uns 20 Piaster baar bezahlte, ferner eine zu 32 Piaster angeschlagene junge Negerin überlieferte, und den Rest abzuentrichten versprach, sobald er seine übrigen Sclaven verkauft haben würde. Wir schickten das dreizehnjährige Mädchen, die aus Mandra in Bornou gebürtig war, zu den Töchtern von unserm Freund Hadgi Mahmoud, damit sie dort kochen und Brod backen lerne. Vorher hatte ich in Gegenwart Hrn. Ritchies und Belfords sie unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten und Gebräuchen förmlich freigelassen; da wir aber sehr einer Bedienung bedurften, so wurde ausgemacht, daß sie vor der Hand in Murzuk bleiben und uns aufwarten solle.

Wir gingen zwar sehr genau und haushälterisch mit unserm Gelde um, welches aber sehr bald wieder zusammenschmolz, da wir verschiedene kleine Schulden hatten, die wir jetzt pünctlich bezahlten. Vor allem versahen wir uns mit einem Vorrath von Korn, um wenigstens eine Zeitlang uns vor dem Hunger zu schützen; während der

zwei vergangenen Monate hatten wir manchen Tag ganz fasten müssen.

Belford sowohl als ich, wir wurden um diese Zeit beide wieder krank; er hatte ein Gallenfieber, und ich litt sehr an Rücken- und Kopfschmerzen, die mich oft meiner Besinnung beraubten. Seit dem Anfang des Augusts hatte ich bereits öftere Anfälle von Fieber (Hemma dort genannt) gehabt, und am Ende bekam ich eine Leberkrankheit mit starken Milzbeschwerden. Dennoch aber rettete mich meine gute Natur, so daß ich, obgleich zu einem wahren Skelett zusammengeschrumpft, doch frischen Muth und Hoffnung behielt. Ueberhaupt aber waren in jenem Monat fast alle Einwohner in Murzuk krank oder unpäßlich, und selten sah man einen, der wohl aussah; zwanzig Tripolitanische Kaufleute starben kurz nach einander, da sie das Clima und die schlechte Kost nicht ertragen konnten.

Wir saßen eines Abends alle über unsern übeln Zustand eben nachdenkend auf unsrer Matte, als unser Freund Yussuf zu uns hereintrat, und sich mit den Worten an Hrn. Ritchie wandte: „Ihr, Yussuf und Said seid meine Freunde; Mukni hat es mit Euch eben so gemacht, wie mit uns, und hofft, daß ihr alle bald sterben mögt, damit er sich Eurer Waaren bemächtigen könne. Ihr scheint sehr melancholisch zu seyn und schweigt immer; antwortet mir doch auf eine Frage, fehlt es Euch etwa an Geld?" Hr. Ritchie bejahte dieß, und Yussuf fuhr fort: „ich besitze zwar selbst jetzt keines vorräthig, will aber einiges für Euch borgen; wie viel braucht Ihr?" Hr. Ritchie nannte

die Summe von 20 Piaster, worauf jener sich entfernte, aber bald wieder zurückkam und uns 30 Piaster brachte; eine so unerwartet großmüthige Handlung, daß wir wirklich ihm nicht so zu danken vermögend waren, wie er es verdient hatte. Diese so zu gelegener Zeit kommende Unterstützung setzte uns in den Stand, etwas bessere Speise uns zu verschaffen, und uns einigermaßen für die vielen erduldeten Entbehrungen schadlos zu halten. Auch besserte es sich sowohl mit mir, als mit Hrn. Ritchie, und er ward etwas heiterer.

Leider aber war die Genesung des Letztern nur scheinbar, und am 8. November wurde er wieder kränker, und auch ich mußte den Tag darauf wieder das Bett hüten; Belford, obgleich selbst krank, wartete nebst der jungen Negerin, die sich sehr dienstwillig bezeigte, uns beide ab. Hr. Ritchie wurde, nachdem er drei bis vier Tage in einem Zustand von Erstarrung, ohne Speise zu sich zu nehmen, und ohne uns zu sprechen, zugebracht hatte, immer schlimmer, und verfiel endlich wieder völlig in Wahnsinn. Ich hatte mich unterdessen wieder etwas erholt, und war im Stande, meinem leidenden Reisegefährten einige Hülfe zu leisten.

Als er wieder zur Besinnung gekommen war, erkundigte er sich sehr ängstlich danach, ob noch keine Briefe von Tripoli angelangt seien. Da ich dieß verneinen mußte, so verfiel er in tiefes Schweigen, und vermied alles Reden über diesen Gegenstand. Er wollte auch keinen Thee zu sich nehmen, wovon wir noch etwas übrig hatten, sondern zog Wasser mit Essig vermischt vor, welches er in

großer Quantität zu sich nahm. Da er weiter keine Schmerzen fühlte, so schmeichelte er sich selbst mit der Hoffnung, bald zu genesen, und er sah auch gar nicht so abgemergelt, wie wir, sondern vielmehr stärker und voller aus, als vor dem Beginn seiner Krankheit. Am 17. November schien er so weit wieder hergestellt zu seyn, daß er aufstehen und sich ankleiden konnte. Wir schafften ihn auf die Matte in der Mitte des Zimmers, wodurch er sich sehr erfrischt fühlte, und uns Dank sagte für die Mühe, die wir uns seinetwegen gemacht hätten; sodann erklärte er seinen Wunsch, etwas Caffee zu trinken, den ich ihm anfangs nicht gewähren wollte, weil ich fürchtete, es möchte ihm schädlich seyn; da er aber ernstlich darauf bestand, so machte ich ihm eine Portion. Er beklagte sich über die Enge seiner Schlafkammer, und da er lieber auf der Matratze im Zimmer die Nacht zubringen zu wollen schien, so machten wir ihm auf derselben sein Bett zurecht, und ich legte mich gleichfalls daselbst neben ihm nieder. Nachmittags besah er seine Zunge im Spiegel, und schien über ihre Farbe sehr beunruhigt zu seyn; doch sagte er sogleich: „ich war erschrocken über die Schwärze meiner Zunge, doch ich entsinne mich nun, daß ich Caffee getrunken habe; hätte ich sie in diesem Zustande gesehen, ohne die Veranlassung davon zu wissen, so würde ich gesagt haben, daß ich ein hitziges Gallenfieber hätte, und würde von Euch Abschied genommen haben." Gegen Abend besuchten uns ein Paar Mammelucken, mit denen er sich eine Zeitlang unterhielt, worauf er dann einschlief. Ich wachte den größten Theil der Nacht hindurch, in der er eines tiefen Schlafs ge-

noß; des Morgens aber fand ich, daß er aus seinem Bette heraus geglitten war, und in einer Art von Besinnungslosigkeit auf dem kalten Sandboten des Zimmers lag. Wir schafften ihn sogleich in sein Bett in seinem Schlafzimmer, und er schien sich wieder etwas zu erholen.

Am 20. kauften wir ein Huhn, von dem wir ein wenig Suppe für den Kranken machten; während er dieselbe verzehrte, trat ein Mann herein und sagte mir, daß so eben ein Courier mit Briefen von Tripoli angelangt sei. Ich suchte ihn sogleich auf, vernahm aber zu meinem großen Leidwesen, daß er keine Depeschen für uns mitgebracht habe. Als ich zurückkam, sagte Hr. Ritchie, daß er sich durch die genossene Hühnerbrühe sehr gestärkt fühle; es war dieß seit zehn Tagen die erste nährende Speise gewesen, die er zu sich nahm, so sehr wir ihn auch schon früher deßwegen angelegentlich gebeten hatten. Er legte sich sodann wieder zum Schlafen nieder, und ich stellte mein Bett neben das seinige, indem ich nebst Belford bei ihm wachte. Er schien sehr beklommen zu athmen, allein da ich dieß schon bei seiner frühern Krankheit bemerkt hatte, so war ich deßwegen nicht so besorgt, als ich es wohl sonst gewesen seyn würde. Ungefähr gegen 9 Uhr rief Belford mit lauter Stimme aus: „Er stirbt jetzt.“ Ich bat ihn, vorsichtiger zu seyn, damit ihn der Kranke nicht etwa hörte, und besah sogleich den Letztern, der mir noch immer in einem tiefen Schlaf zu liegen schien; ich setzte mich wieder auf mein Bett nieder, indem ich genau auf ihn Acht gab. Gegen 10 Uhr fand ich, daß er in einer bequemern Stel-

lung lag und viel freier athmete; aber kaum waren fünf Minuten verflossen, als alle Respiration plötzlich aufhörte, und bei genauerer Nachforschung überzeugte ich mich, daß er wirklich ohne weitern Todeskampf sanft verschieden war.

Belford und ich, wir sahen uns in unserm elenden Zustand gegenseitig stillschweigend an, und erwarteten nichts anders, als daß wir wahrscheinlich in ein Paar Tagen das Loos unsers beweinten Gefährten theilen würden, dessen traurige Ueberreste wir bis zu dem Anbruch des folgenden Tages bewachten. In dieser Nacht zuerst fing ich an, den Muth sinken zu lassen. Bei Sonnenaufgang ging ich aus, um meine Freunde Yussuf und den alten Hadgi Mahmoud von dem uns betroffenen Unfalle zu benachrichtigen; beide waren sehr gerührt und erboten sich, mir alle Hülfe zu leisten, die nur in ihrer Macht stände. Belford nahm das traurige Geschäft über sich, so gut wie möglich aus unsern Kisten einen Sarg zu verfertigen. Bald fanden sich die Leute ein, deren Amt es ist, die Todten zu waschen, und nachdem dieß mit Hrn. Ritchies Leichnam geschehen war, so kamen auch die Klageweiber, die man dort miethet, um über den Tod von Personen zu jammern, deren Verwandte oder Freunde reich genug sind, sie dafür zu bezahlen; aber ich hatte keine Lust, diesen unangenehmen Gebrauch zu beobachten, und wies ihnen ohne viel Umstände die Thüre. Als der Sarg und das übrige zum Begräbniß Gehörige in Bereitschaft war, miethete ich einige Männer, die den Sarg nach dem Grabe trugen, wohin ich ihnen mit Belford und der kleinen Schaar Mammeluk-

ken folgte; wir beide hatten heimlich des Nachts vorher unser protestantisches Leichenformular über den Todten abgelesen, und jetzt wurde, nachdem wir die ersten Schaufeln Erde auf den Sarg geworfen, das erste Capitel aus dem Koran öffentlich hergebetet, welches selbst der orthodoxeste Christ als ein passendes und erbauliches Gebet für eine solche Gelegenheit würde betrachtet haben.

Nachdem wir so unserm Freunde und Leidensgefährten die letzte Pflicht geleistet, begaben wir uns nach Hause, um einen der Trauer gewidmeten Tag zuzubringen. Es war nöthig, der eingeführten Sitte gemäß, unter den Armen, die sich haufenweis um unser Haus versammelt hatten, etwas Speise auszutheilen; aber wir hatten nicht einmal noch Geld genug, um uns selbst etwas zu kaufen, doch half uns Yussufs Gefälligkeit und Güte aus unsrer Verlegenheit. Ungefähr eine Stunde nach dem Leichenbegängniß langte ein Courier von Tripoli mit einem sehr willkommenen Schreiben an, welches uns noch 1000 Pf. Sterl. Reisegeld zusicherte, welche die Regierung für unsere Mission ausgesetzt hatte. Hätten wir diesen Brief etwas früher erhalten, so würde er uns manche Sorge und Beunruhigung erspart haben.

Ich begab mich hierauf zu dem Sultan, um ihm Hrn. Ritchies Tod zu melden, worüber der Heuchler sehr bekümmert zu seyn sich stellte, obgleich er wohl wußte, daß, wenn er uns hätte unterstützen wollen, und uns keinen Mangel an den nöthigen Lebensbedürfnissen leiden lassen, jenes traurige Ereigniß entweder gar nicht Statt

gefunden haben, oder doch wenigstens die letzten Augenblicke Hrn. Ritchies ruhiger gewesen seyn würden. Zugleich benachrichtigte ich ihn von der fernern Unterstützung, die wir von unsrer Regierung erhalten hätten, und ersuchte ihn, mir einstweilen eine Geldsumme vorzustrecken; allein er machte so viele Umstände, und sagte zwar endlich, daß er mir vielleicht mit etwas dienen könnte, legte aber auf das „Etwas" einen solchen Accent, daß ich sogleich von allen weitern Versuchen abstand, und ihm gradezu erklärte, daß ich fortan ihn nicht weiter belästigen, oder seine Freundschaft in Anspruch nehmen werde.

Als ich nach Hause zurückgekommen war, fand ich den armen Belford sehr von den Anstrengungen erschöpft, denen er sich unterzogen hatte, und ich selbst war in einem ähnlichen Zustand aus Kummer und Sorge über unsre Lage. Die Folge davon war, daß uns beide ein heftiges Fieber das Bett zu hüten nöthigte, und sicher würden uns die zahlreichen Condolirungsbesuche um manches von unsern Sachen gebracht haben, wenn sich nicht Yussuf und der alte Hadgi Mahmoud unsrer angenommen und uns in unserer hülflosen Lage Beistand geleistet hätten. So lagen wir zehn Tage lang, während welcher Zeit Yussuf auf mein Verlangen etwa 100 Pfund von unserm Pulver verkauft hatte, so daß wir jetzt wieder zu Geld gekommen waren, uns aber leider noch zu krank befanden, um einigen Gebrauch davon zu unsrer Erholung machen zu können. Durch Yussufs Vermittelung verkaufte ich auch Hrn. Ritchies Pferd an den Sultan für 70 Piaster, und durch

den Verkauf mancher andrer Kleinigkeiten, bei dem mir Mukni nun nicht länger Hindernisse in den Weg legte, wie er früher gethan, brachte ich noch so viel Geld zusammen, daß ich mich nach Bezahlung unsrer Schulden im Besitz von 150 Piaster sah, und mich entschloß, im Fall meiner Genesung noch weiter südwärts von Murzuk vorzubringen, wiewohl ich aus Mangel an den nöthigen Hülfsmitteln nicht so weit zu kommen hoffen konnte, als ich wohl gewünscht hätte.

Die Summe von 1000 Pf. St., die unsrer Mission zugesichert war, konnte zwar in Tripoli erhoben werden; allein ich hatte Niemand, den ich dahin hätte senden können, und konnte auch nicht selbst hinreisen, weil ich unsre Güter in Murzuk nicht ohne Aufsicht lassen durfte, Belford aber noch viel zu krank war, um das eine oder andre Geschäft übernehmen zu können. Auch reichte offenbar diese Summe nicht hin, um eine vollständige Reise durch Africa zu machen, wozu es ohnehin ganz andrer Waarenartikel bedurfte, als die waren, mit denen man uns ausgestattet hatte. Wenn ich daher nicht erst nach England zurückreisen wollte, um neue Instructionen in Betreff der Fortsetzung unsrer Mission zu holen, so mußte ich mich jetzt begnügen, nur noch eine kleine Reise in das Innere des merkwürdigen Landes, in dem ich mich befand, zu machen.

Sobald wir wieder so weit hergestellt waren, um aufstehen zu können, so eröffnete ich Hrn. Ritchies Verschlag, woselbst wir nur wenig zerstreute Papiere, ein unvollständiges Tagebuch und einige Briefe fanden. Diese letztern

sammelte ich, und verbrannte in Belfords Gegenwart alle diejenigen, die sich auf Privatangelegenheiten bezogen; alle übrige Documente aber von Hrn. Ritchies Hand hob ich sorgfältig auf. Wir beide wunderten uns sehr, daß er so wenig merkwürdige Notizen hinterlassen hatte; denn obgleich wir wohl wußten, daß er wegen seiner Krankheit oft Monate lang unfähig gewesen war, etwas aufzuschreiben, so glaubten wir doch, daß er früher vor seiner Ankunft in Murzuk ein regelmäßiges Tagebuch geführt, und mancherlei Bemerkungen aufgezeichnet haben würde. Ich entsann mich aber, daß er sich auf sein ganz außerordentliches Gedächtniß zu verlassen pflegte, und daß er öfters den Wunsch äußerte, daß doch kühles Wetter eintreten möge, damit er seine Ideen mit weniger Unbequemlichkeit zu Papier bringen könnte. Diesem Umstande ist es daher wohl zuzuschreiben, daß sich so geringe Ausbeute wissenschaftlicher Bemerkungen in seinen Papieren vorfand, was um so mehr zu bedauern ist, da er in dieser Hinsicht mit den trefflichsten Kenntnissen ausgestattet war.

Hierauf untersuchte ich sämmtliche Waarenkisten, welche Hr. Ritchie nicht eher hatte auspacken wollen, bis wir in dem Lande der Neger angekommen wären. Sie enthielten unter andern 600 Pfund Blei, eine Cameelladung von Kork, um Insecten darin aufzubewahren, und zwei Ladungen braunen Papiers, um Pflanzen zu präpariren. Dieß Alles machte zusammen etwa fünf Cameelladungen aus, und wäre der Transportkosten nach Tripoli nicht werth gewesen; ich schaffte daher alles nebst den größten Kisten mit Arsenikflaschen in Yussufs Haus, und ließ mir von ihm ei-

nen Revers ausstellen, kraft dessen er es mir oder einem andern sich legitimirenden Reisenden verabfolgen lassen sollte. Die übrigen Sachen und Waaren nebst einigen Kisten mit Büchern und Instrumenten, mochten etwa acht Cameelladungen betragen, und wir hatten sie eben sorgfältig eingepackt, als wir wieder vom Fieber befallen wurden, und unser Bette hüten mußten.

Das Wetter war mittlerweile so kalt geworden, daß wir in einer Höhlung im Boden ein Feuer anmachen mußten, um uns zu erwärmen, um welches herum wir Abends mit unsern Freunden saßen, die uns täglich besuchten. Bei dieser Gelegenheit wurden viele Geschichten erzählt, an welcher Unterhaltung der arme Belford freilich wenig Geschmack fand, da er noch immer völlig taub war. Der gewöhnliche Gegenstand des Gesprächs war Religion oder Erzählungen, die sich darauf bezogen, welchen der alte Hadgi Mahmoud allemal die Worte als Einleitung vorauszuschicken pflegte: „ja, ein Mann, der dreimal nach dem heiligen Hause (nämlich des Propheten zu Mecca) gewallfahrtet ist, wie ich, der fängt denn, Gott sei Dank! an, auch etwas zu wissen und zu verstehen." Er erzählte gar wunderbare Geschichten von Sindi oder Persien, in welchem das Bette der Sonne befindlich sei, und wo ein Baum wachse, dessen Frucht wie ein Sarg aussähe u. s. w. Auch belehrte er mich, daß Gott den Propheten im Paradiese erlaubt habe, auf außerordentlichen schönen Thieren, Borak genannt, zu reiten, die in Gestalt den Antelopen glichen, und die so schnell wären, daß sie in einem Augenblick aus dem Gesicht verschwinden könnten. Sämmtliche

Propheten mußten übrigens auf dem bloßen Rücken dieser Thiere reiten, nur Mahomed habe aus besondrer Gunst von Gott einen goldnen Sattel erhalten, auf welchem er vor den Gläubigen paradire! Noch gar viele andre Geschichten von ähnlichem Schlag werden im ganzen Lande erzählt und geglaubt, und in Murzuk befinden sich einige Abschriften von der Arabischen Mährchensammlung „Tausend und eine Nacht," so wie von den Abenteuern des Schiffers Sinedbad, die in eben so großem Credit stehen als der Koran selbst.

Yussuf unterhielt mich sehr durch seinen Gesang und durch die Art und Weise, wie er die Araber zum Besten hatte. Besonders waren die Tuaricks die Zielscheibe seines Witzes, und er erzählte sehr comische, wiewohl oft übertriebene Anecdoten auf ihre Kosten. So z. B. habe ein Courier, der von Ghraat nach Ghadams, eine Strecke von 18 Tagereisen, abgehen sollte, und für diese Zeit mit gehöriger Provision versehen worden wäre, alles auf einmal aufgegessen, sich dann fest mit einem Riemen umgürtet, sein Cameel bestiegen, und die ganze Tour, ohne weitere Nahrung zu sich zu nehmen, zurückgelegt. So viel ist aber wirklich richtig, daß die Tuaricks ohne besondre Unbequemlichkeit drei bis vier Tage hindurch ohne alle Speise zubringen können.

Am 8. December kam die Nachricht in Murzuk an, daß die zu einer Sclavenjagd in Kanem ausgerüstete Expedition schlechte Geschäfte gemacht habe, indem die Einwohner vorher gewarnt gewesen wären, und sich weiter in

das Innere des Landes zurückgezogen hätten. Auch hörten wir, daß die Einwohner von Wabay 82 weiße Kaufleute in der Hauptstadt Wara geköpft, und den Beschluß gefaßt hätten, fortan keinem Mauren mehr zu erlauben, bei ihnen zu handeln, sondern alle sogleich beim Eintritt in das Land umzubringen. Um diese Zeit fing ich an, mich wieder etwas zu erholen, und auch Belfords Gesundheit besserte sich, indem ihn das Fieber verließ; er blieb aber noch immer völlig taub. Auch Mukni erhielt jetzt Nachrichten von der Lage seiner Sache in Tripoli, welche günstiger lauteten, und fing an, sich wieder öffentlich zu zeigen. Zugleich war ein Befehl von dem Dey angelangt, daß alle in Murzuk anwesende Kaufleute aus Angela, einer Stadt zwischen Tripoli und Aegypten, gefangen genommen werden sollten, weil der Dey jetzt im Kriege mit ihr sei. Sogleich nahm man ihrer vierzehn, die sich zu Murzuk befanden, fest; einer von ihnen aber, der besonders bei Mukni übel angeschrieben stand, suchte mit neunzehn seiner Negerinnen zu entkommen. Der Sultan aber ließ ihm sogleich nachsetzen, und schnitt ihm den Weg zu einem Brunnen ab, weßwegen sich jener ihm übergeben mußte; es ward ihm zwar das Leben zugesichert, ehe er sich ergab, aber am andern Morgen wurde er dennoch erschossen; hätte er diese Treulosigkeit vorausgesehen, so würde seine Gefangennehmung wohl nicht so leicht haben bewerkstelligt werden können, da er mit außerordentlicher Körperkraft und mit ausgezeichneter Tapferkeit begabt war. Vor seinem Verscheiden rief er noch aus: „sagt dem Mahommed el Mukni, daß er ein nichtswürdiger Schurke

ist, und daß er nicht ins Paradies gelangen und durch Verrätherei umkommen werde."

In Murzuk befinden sich sechzehn Moscheen, von denen mehrere sehr klein sind; jede hat ihren Iman (Imaum), welche zusammen aber alle unter dem Cadi der Stadt stehen, der sich auf seine Würde nicht wenig einbildet. Dieser Mann ist nie über die Grenze von Fezzan hinausgekommen, und kann sich nichts Schöneres und Besseres vorstellen, als Lehmhäuser und Palmbäume; er hielt die Beschreibung, die wir ihm von unsrem Vaterlande machten, für ein bloßes Mährchen, und konnte besonders nicht begreifen, wie ein großes Land mitten in der See liegen könne.

Hiebei muß ich noch erwähnen, daß wir es gar nicht für hinlänglich für unsre Sicherheit in jenen Gegenden fanden, bloß das Mohrische Costüm zu tragen, sondern da wir oft mit Andern unterwegs waren, oder uns längere Zeit an dem einen oder andern Orte aufhielten, so war es durchaus nöthig, daß wir, um allen Verdacht zu vermeiden, uns auch zu allen äußerlichen Religionshandlungen, die der Koran vorschreibt, zu bequemen. Dieß war auch um deßwillen desto nothwendiger, weil wir, wie man wußte, und wie wir nie in Abrede stellten, aus christlichen Ländern herkamen; jedoch gelang es uns, durch regelmäßige Beobachtung der täglichen Gebete und den Besuch der Moscheen, so wie durch das häufige Aussprechen der bekannten Mohamedanischen Glaubensformel, daß wir allen Argwohn gegen uns in Beziehung unsers Glaubens vermieden,

und überall als rechtgläubige Mammelucken galten. Wenn wir laut beten mußten, so geschah es, daß wir das „Futha" oder erste Capitel des Korans laut hersagten, welches in der That sehr schöne Sentenzen enthält. Ueberhaupt bin ich fest überzeugt, daß Niemand eine Reise nach Africa, und besonders nach dem südlichen Theile dieses Landes zu unternehmen wagen kann, der sich nicht in dieser Hinsicht völlig als Mohamedaner zeigt.

Obgleich die Muselmänner sich rühmen, genau und streng die Vorschriften des Korans zu beobachten, so ist dieß doch in Beziehung ihres Benehmens gegen die Ungläubigen keineswegs der Fall. Es ist zwar nach dem Koran erlaubt, diese letztern zu tödten oder zu Sclaven zu machen, aber nur erst, nachdem man sie in dem Islam unterrichtet hat, und sie dennoch in der Verwerfung dieser Lehre beharren; durchaus ist aber verboten, gegen Mohamedaner auf jene Weise zu verfahren. Beide Vorschriften aber werden besonders in Africa ganz aus den Augen gesetzt; man denkt nie daran, die armen Neger mit dem Islam bekannt zu machen, und sehr häufig werden Mohamedaner zu Sclaven gemacht.

---

7. Reise nach Zuela, Gatrone und Tegerry.

Am 9. December begannen wir unsre Vorbereitungen und Zurüstungen zu unsrer Abreise von Murzuk, um süd-

wärts wenigstens bis Tegerry vorzudringen. Unsre meisten Effecten ließen wir wohl eingepackt bei dem alten Hadgi Mahmoud, und unser Freund Yussuf war so gefällig, uns einen kleinen ihm zugehörigen Knaben, Namens Barca, für diese Reise mitzugeben, der uns zur Bedienung dienen sollte. Zur Fortschaffung unsres Gepäckes kaufte ich ein gutes s. g. Courier-Cameel (Maherry), wir selbst aber wollten die Reise zu Pferde machen. Ich befand mich zwar für meine Person noch immer sehr unpäßlich, und litt besonders noch an der Leber, und auch Belford war noch nicht wieder hergestellt, dennoch aber wollte ich nun einmal nicht eher wieder nach Tripoli zurückkehren, bis ich noch den südlichen Theil von Fezzan gesehen hatte, und Belford hoffte, daß vielleicht die Veränderung der Luft einen guten Einfluß auf sein Befinden haben würde. So verließen wir denn am 14. December 1819 Murzuk, freilich eher solchen Männern ähnlich, die auf dem Wege zum Grabe, als auf einer Entdeckungsreise in fremde Länder begriffen zu seyn schienen.

Mukni hatte sich so gefällig gegen mich erwiesen, uns mit einer Teskera oder Firman zu versehen, kraft deren die Einwohner aller Ortschaften, durch die wir kommen würden, angewiesen waren, uns und unsre Thiere mit den erforderlichen Lebensmitteln zu versehen. Auch hatte ich einen Befehl an den Cadi von Zaizow, und den Bruder des Cadis von Traghan, welche beide uns begleiten sollten.

Wir machten den ersten Tag nur eine kleine Tour bis zu einem Ort in der Nähe der Gärten von Hadge Hajeel,

woselbst wir den obenerwähnten Renegaten Mohamed trafen, der mit Einsammeln und Berechnen der Datteln des Sultans beschäftigt war, und eben einen 30 Fuß langen und 12 Fuß hohen Haufen ausmaß. Er tractirte uns in seiner Hütte mit Lackbi und einem Huhn, was er sogleich requirirt hatte; gegen Abend besuchte er uns mit einigen Pfeifern, und die Weiber des Dorfs mußten uns zu Ehren singen und tanzen.

Das Dorf Hadge Hajeel enthält ungefähr 250 Einwohner, und in seiner Nähe ist der Ort, welchen Hornemann unter dem Namen Sidi Besheer aufführt. Dieser letztre besteht bloß aus einer kleinen Lehmhütte, in der sich das Grab eines sehr berühmten Maraboots, Sidi Besheer genannt, befindet, und ist dieses Umstandes wegen der allgemeine Versammlungsort aller Kafflés, die nach Murzuk oder dem Innern des Landes reisen wollen, geworden; man macht daselbst jedesmal Halt, um die Thiere und Sclaven ausruhen zu lassen. Dicht dabei sind die Ruinen eines alten Arabischen Castells, Gusser Hamadi genannt.

Tags darauf kamen wir nach dem Dorfe Zaizow, wo wir den Cadi desselben, der uns auf unsrer Weiterreise geleiten sollte, vor seiner Thür auf dem Sand sitzend fanden, eben beschäftigt, rothe Weiberschuhe zu verfertigen. Als er die Ordre des Sultans gesehen hatte, sprang er schnell in sein Haus, kam aber sogleich in seiner Amtskleidung mit einem Säbel über der Schulter hängend zurück; er war ein gut aussehender wohlgebildeter Schwarzer, ziemlich corpulent und mit Oel gesalbt, und schien ein star-

ker Esser zu seyn, von welcher Qualität er auch bald genug Proben ablegte. Denselben Tag erreichten wir noch Traghan, nachdem wir über eine sehr lange Strecke gekommen waren, die so mit Salz bedeckt war, daß es schien, als ritten wir über hart gefrornen Schnee.

Traghan ist eine Stadt, welche vier Moscheen besitzt, und deren Gärten und Dattelgehölze in einem bessern Zustand von Cultur standen, als wir anderwärts bemerkt hatten. Unser Freund Yussuf besaß hier ein ziemlich großes Haus, und hatte uns verstattet, in demselben unsre Wohnung zu nehmen. Wir mußten es aber verlassen, weil es, wie die meisten übrigen, ehemals den Mammelucken zugehörigen, in sehr baufälligem Zustande war, und wir fürchteten, daß die Decke über uns einstürzen würde. Die Hauptperson dieser Stadt ist ein Maraboot, bei dem ich am folgenden Tage einen Besuch abstattete, wobei ich ihn eben traf, als er sich auf dem Sand halb nackend sitzend sonnte, während viele seiner Untergebnen um ihn herumstanden, und mit stummer Aufmerksamkeit auf seine weisen Sprüche und Bemerkungen horchten. Er war sehr wohlbeleibt, und erzählte mir mit großer Selbstgefälligkeit, daß seine ganze Familie zu den Maraboot gehörte, und sich durch ihre Kenntnisse eben so auszeichnete, wie er selbst. Nachdem ich ihn, seine Bescheidenheit bewundernd, verlassen hatte, begab ich mich nach den Gärten der Stadt, wo die Quellen sich befinden, von denen ich so viel hatte reden hören, und die als das einzig fließende Wasser in ganz Fezzan sehr berühmt sind. Es sind aber weiter nichts als

vier Teiche, deren jeder etwa 30—40 Fuß im Durchmesser enthält, und die mit einer grünen Kruste bedeckt und mit unzähligen Fröschen angefüllt sind; das Wasser ist keineswegs frisch, und die Gärten, die damit bewässert werden, sind eben so mit Salz überzogen, wie die aus den Cisternen bewässerten. Die Dattelbäume sind aber dort sehr dicht gepflanzt und geben einen sehr angenehmen Schatten.

Die Stadt war früherhin von größrer Bedeutung, und hatte ein Castell, Gusba genannt, wovon jetzt nur noch Ruinen vorhanden sind. Die Einwohnerzahl beläuft sich gegenwärtig nicht über 600. Man ist dort der Meinung, daß das Korn in einem salzigen Boden besser gedeiht, als in anderem, und zufolge der von mir gemachten Beobachtungen muß ich dieser Behauptung beipflichten. Die Einwohner haben übrigens dort in ihren Begrüßungen wo möglich noch einen weinerlichern Ton als die von Murzuk. Ich machte hier mit Vergnügen die Bemerkung, daß Belford hier sich völlig von seinem Schwindel befreit fühlte, obgleich er immer noch sehr mager und schwach war.

Tags darauf mußten wir in einem armseligen Dorfe, Namens Zaitoon, übernachten, das etwa aus ein Paar Dutzend Lehmhütten besteht. Da die letztern uns nicht viel Schutz gewähren zu können schienen, so schlugen wir mitten unter ihnen zum großen Erstaunen der Einwohner unser Zelt auf, welche, als sie von unserm Begleiter, dem Kaid Saad gehört hatten, daß wir sehr vornehme Leute und Freunde des Sultans seien, sogleich eine allgemeine

Hühnerjagd zum Behufe unsers Abendessens anstellten, und uns sechs derselben auftischten, welche ich ihnen, wiewohl zum Verdrusse Saads, bezahlte. Am andern Morgen kamen wir in ein Dorf von ähnlicher Beschaffenheit, Touela genannt, in dessen Nähe sich Ruinen eines alten Castells befinden. Es wehte ein sehr kalter Nordostwind an diesem Tage, dabei aber brannte die Sonne nur desto ärger unsre Haut, wie dieß dort bei kaltem Wetter stets der Fall ist; Belford und ich, wir waren beide sehr entstellt in unserm Gesicht, indem unsre Nasen ganz roth geworden waren und uns sehr schmerzten. Gegen Mittag machten wir in dem kleinen Dorfe Maghwa Halt, woselbst uns der Bruder des Kaids von Traghan, Besheer el Othucker, einholte, der uns zufolge Muknis Ordre ebenfalls als Begleiter dienen sollte, aber grade während unsrer Anwesenheit in Traghan sich auf einer Reise befunden hatte. Gegen Abend kamen wir bei einem Brunnen vorbei, den der Iblis (Satan) bewohnt; denn die Araber können sich nicht vorstellen, daß das dortige Echo aus einer andern Ursache herrühre. Zu Hamera mußte ich den ganzen folgenden Tag im Bette zubringen, weil meine Leberkrankheit wieder heftiger geworden und ich durch das eingenommene Quecksilber sehr geschwächt war. Der dasige Scheik führte mir seine zwei Weiber zu, damit ich ihnen etwas verschreiben sollte; die eine litt an Kopfweh und bösen Augen, und ich gab ihr einige dienliche Medicin; der andern aber konnte ich freilich nicht helfen, denn zufolge ihrer und ihres Mannes Aussage war sie schon seit drei Jahren schwanger, ohne gebären zu können; eine Krankheit, welche in der dortigen

Gegend sehr häufig ist, indem durch ihre Vorschützung die unfruchtbaren Weiber ihre Ehemänner täuschen, und dadurch der Scheidung wegen Kinderlosigkeit entgehen.

Zuela erreichten wir am Abend des 20. Decembers, und wurden daselbst von den Einwohnern, die von unsrer Ankunft benachrichtigt, uns schon seit fünf Stunden erwartet hatten, feierlich am Thore der Stadt empfangen. Es waren meistens Shreefs (Abkömmlinge des Propheten), und sie bezeigten sich sehr dienstfertig gegen uns. Wir wurden in eine recht gute Wohnung geführt, und sogleich mit einer Menge Schüsseln von Speisen aller Art beschenkt; Kaid Saad, der ganz in seinem Element war, sagte einem jeden Ueberbringer einer solchen ein höfliches Compliment als Danksagung, jedoch nicht eher, bis er den Finger in die Schüssel gesteckt und das Gericht gekostet hatte. Ich befand mich hier so schlimm, daß ich mich sogleich zu Bette begeben und mir ein großes Blasenpflaster an meine Hüfte legen mußte, und auch am folgenden Tage konnte ich noch nicht ausgehen. Ich erhielt sehr viele Besuche von den Einwohnern und über ein Dutzend Schüsseln mit verschiedenen Gerichten, welche Kaid Saad und Besheer nach einander ganz allein verzehrten, indem Belford eben so wenig Appetit hatte, wie ich. Ich mußte übrigens den Besuchern meine vielen Merkwürdigkeiten vorzeigen, unter denen sie am meisten den Compaß und ein chemisches Feuerzeug bewunderten.

Die Einwohner von Zuela sind fast alle Weiße und Shreefs, und auf diese ihre Abstammung so stolz, daß sie

sich selten durch Heirathen mit andern Arabern vermischen. Sie sind ohne Zweifel das gastfreieste, ruhigste und beste unter allen Völkerschaften von Fezzan, und zeichnen sich auch durch ihre schöne Gestalt und nette Kleidung vortheilhaft vor allen übrigen Weißen dieses Landes aus. In der Nähe der Stadt befinden sich verschiedne Ruinen von großen Gebäuden, deren Erbauung man, wie aller von der im Lande üblichen Form abweichenden, den Christen zuschreibt, obgleich sich aus der Bauart sowohl als einzelnen Schriftzügen verwischter Inscriptionen deutlich ergiebt, daß sie Arabischen Ursprungs sind. Von einer der dort befindlichen Inschriften an einer Mauer, behaupteten die Shreefs ganz ernsthaft, daß sie von Christen bald nach der Zeit Noahs herrühre! In der Stadt selbst befinden sich die Ruinen eines ehemaligen bedeutenden Castells, dessen Mauern ich an mehrern Stellen von einer Dicke von 30 Fuß fand, und welches in derselben Art, wie die Häuser zu Tripoli gebaut war. Uebrigens giebt es nur wenig gute Wohnungen dort, wiewohl die Stadt früher viel bedeutender gewesen zu seyn scheint; sie hat drei ziemlich große Moscheen und drei Thore. Nach einer Meridianhöhenmessung der Sonne, welche 80° 10′ 10″ ergab, liegt Zuela unter dem 26° 11′ 48″ n. Br.

Am 25. December setzten wir unsre Reise weiter fort, nachdem ich noch ein Cameel hatte miethen müssen, weil sich unser Gepäck durch eine Menge von Datteln, Mehl und andern Lebensmitteln sehr vermehrt hatte, mit denen uns die gastfreien Shreefs von Zuela vor unsrer Abreise beschenkten, und weil unser Weg uns durch eine drei Ta-

gereisen lange Wüste führte, weßwegen wir mehr Wasser für unsre Pferde mitnehmen mußten.

Nach einem sehr beschwerlichen Weg kamen wir am 29. December nach der Stadt Gatrone. Belford und Beshеer hielten in den Gärten vor derselben an, um ihre Pferde zu tränken, so daß ich mit Kaid Saad allein einritt, worüber der letztre sehr verdrießlich war, weil er meinte, daß es doch stattlicher aussähe, wenn wir als so vornehme Personen mit vier Pferden unsern Einzug hielten. Er war sehr erstaunt, als ich ihm bei dieser Gelegenheit erzählte, daß sich der Sultan meines Vaterlandes keinesweges schämte, ohne alle Begleitung auszureiten, und daß seine Garden niemals bei seinem Einzug in die Stadt ihre Gewehre abschößen; diesen letztern Umstand schrieb er sehr weislich der Trefflichkeit unsers Schießpulvers zu, welches unser König nicht auf eine unnöthige Weise würde verschwendet wissen wollen. Wir nahmen unsre Wohnung in dem Hause einer Tibbooнerin, welches nahe an der Stadtmauer lag.

Gatrone liegt mitten unter einer Menge kleiner Sandhügel, auf denen die Tibboos, welche eine abgesonderte Gemeinde für sich ausmachen, ihre kleinen Palmhütten angelegt haben. Die Stadt (unter dem 24° 47′ 57″ n. Br.) wird von Fezzanern bewohnt, welche alle schwarz sind, und mehr die Sprache von Bornou als das Arabische sprechen. Wir kamen grade dort an, als das Fest Milood (Mahomeds Geburtstag) daselbst gefeiert wurde, und bei dieser Gelegenheit zeigten sich überall

Haufen von schön geputzten Mädchen, welche auf den Straßen Tänze aufführten. Die Tibbooneriunen sind von Gestalt sehr hübsch und wohlgebaut, haben Adlernasen, schöne Zähne und Lippen, die eben so geformt sind, wie die der Europäerinnen; ihre Augen sind lebhaft und ausdrucksvoll, ihre Hautfarbe glänzend schwarz, und sie haben in ihrem Gang und in ihrer Haltung etwas besonders Characteristisches, was ihnen sehr gut steht. Auch ihre Kleidung ist nett; sie tragen viele Ringe, Spangen und Armbänder von Silber und Kupfer; der auffallendste Theil ihres Putzes ist ein Stückchen von rothen Corallen, welches in dem rechten Nasenloch getragen wird, und in der That gar nicht übel aussieht. Sie pflegen nicht, wie die Arabischen Weiber, ihre Gesichter zu verhüllen, und auch die eine Hälfte ihres schönen Busens ist unbedeckt, keinesweges aber ist weder in ihrem Anzug noch in ihrem Tanz irgend etwas Unanständiges oder Freches, das in Africa viel sagen will. Ihre Schönheit verblüht auch nicht so schnell, wie die der andern Weiber in jenen Gegenden; sie halten mehr auf Reinlichkeit, und gelten für treffliche Hausfrauen und zärtliche Mütter. Uebrigens haben sie die Unart, gar zu sehr das Kauen des Tabacks zu lieben, von dem sie immer eine große Portion im Munde haben. Auf den Sclavenmärkten stehen sie meistens in hohem Preise.

Die Tibbooner sind schlank gebaut und sehr lebhaft in ihren Bewegungen, daher ihre Unruhe und Beweglichkeit zum Sprichwort geworden ist, und sie selbst oft „Vögel" genannt werden. Ihre Stämme in dem südlichen Theil

von Fezzan sind einigermaßen civilisirt; aber die im Innern des Landes leben meist von Raub und Plünderung ihrer Nachbaren, und leben in dem s. g. Naturstand; sie bauen fast gar kein Korn, und verstehen nicht einmal die Kunst, Brod zu backen; ihre Waffen bestehen in drei leichten Speeren, einer Lanze, Harbas genannt, Dolch und Schwert, und einer Art Wurfspieße, Shangar genannt, welche sie mit großer Geschicklichkeit und Erfolg zu werfen verstehen. Die Waffen der Tibbooner in der Vorstadt von Gatrone sind fast dieselben, nur besser gearbeitet; auch führen diese letztern oft Pistolen.

Gatrone besitzt ein Castell mitten in der Stadt, das mit einer dicken Mauer umgeben ist, und zählt eine große Menge Maraboots unter seinen Bewohnern. Ich besuchte einen dieser letztern, Hadgi el Rasched genannt, der ein sehr unterrichteter Mann war, und mir über Waday und Tibesty manche interessante Notizen mittheilte. Auch erbot er sich, mich zu allen Stämmen der Tibboos zu begleiten, wenn ich ihm eine Taschenuhr und ein Telescop dafür geben wollte. Gern hätte ich dieß Anerbieten angenommen, allein ich mußte diesen Plan aufgeben, da Belford noch viel zu schwach war, um eine so beschwerliche Reise aushalten zu können. Da indessen mein Maherry ebenfalls in sehr übelm Zustand war, so stellte ich ihn bei diesem Maraboot ein, der ihn gut zu füttern und bis zu meiner Rückkunft aus dem Süden abzuwarten versprach.

Wir verließen Gatrone am 31. December, und kamen an demselben Tage zu dem kleinen Dorfe El Bakkhi, das

mit mehrern großen Gurda, Feigenbäumen und Palmen, so wie mit ziemlich gutem Wasser versehen war, und uns wegen des Contrastes mit der Sandwüste, aus welcher wir herkamen, ein wahres Paradies zu seyn schien. Auch wurden wir von dem Sohn des grade abwesenden Scheiks gut bewirthet, und verließen ungern am folgenden Morgen, dem Neujahrstage, diesen angenehmen Aufenthaltsort, um unsre Reise nach Tegerry fortzusetzen. Ueber einen buchstäblich mit den Fährten von Hyänen und Schakals bedeckten Weg zogen wir weiter, ohne zu einem Orte zu gelangen, wo wir des Nachts unser Lager hätten aufschlagen können. Am andern Morgen vermißten wir unser Cameel, und suchten es lange Zeit vergeblich; schon hatten wir gefürchtet, daß es uns von herumschweifenden Tiboos möchte geraubt worden seyn, als es unser Treiber endlich des Nachmittags wieder herbei brachte. Er hatte es auf dem Rückwege nach Gatrone gefunden, wohin es wahrscheinlich seine große Anhänglichkeit an meinen dort gebliebenen Maherry getrieben hatte. Uebrigens besitzen fast alle Araber eine außerordentliche Geschicklichkeit darin, unter den vielen Fußtapfen andrer Cameele und Menschen, mit denen der Weg bedeckt ist, die Fährte der ihrigen herauszufinden. Gegen Abend langten wir in der Stadt Segerry an, und wurden daselbst in einer ziemlich guten Wohnung untergebracht.

Tegerry liegt unter dem 24° 4′ n. Br. und ist die südlichste Stadt von Fezzan; hier hört die Cultivirung der Palmen auf. Datteln giebt es in großer Menge, und sie sind von guter Beschaffenheit; von Gartenfrüchten finden

sich nur Zwiebeln, kleine Rüben und Kürbisse. In der Stadt liegt ein halbverfallnes Castell, dessen Mauern unten 30 und oben 10 Fuß dick, und mit Schießscharten versehen sind, welche im Arabischen sonderbar genug eben so heißen, wie im Französischen, nämlich embraza (embrasure). Die Einwohner stehen nur eine kleine Stufe in Hinsicht auf Cultur höher als die Wilden; nur wenige von ihnen verstehen das Arabische, und die gewöhnliche Sprache ist die von Bornou. Da Tegerry der Ort ist, wo alle aus Bornou, Waday und Soudan kommende Kafflés sich eine Zeitlang aufhalten, um auszuruhen, so sind die Nahrungsmittel sehr theuer, die Datteln ausgenommen, von denen man eine ganze Cameelladung für drei Viertel eines Piasters erhält.

Da Belfords Gesundheitszustand sich sehr verschlimmerte, so mußte ich den Plan aufgeben, noch weiter südwärts vorzudringen und Tibesty zu besuchen, daher wir am 7. Januar unsre Rückreise nach Murzuck antraten, und am folgenden Tage Abends wiederum in Gatrone anlangten, wo wir wieder bei unsrer vorigen Wirthin in der Vorstadt unsre Wohnung aufschlugen. Früher habe ich schon erzählt, daß Muknis ältester Sohn Aleiwa mit einem Truppencorps eine Expedition, um Sclaven zu fangen (solche jährlich angestellte Sclavenjagden heißen dort Ghrazzie), gegen Kanem und die Tibboos von Borgoo unternommen hatte, daß aber die Beute dießmal nicht sehr ergiebig gewesen sei, weil die Einwohner von Kanem bei Zeiten gewarnt worden waren. Aleiwa war jetzt ebenfalls auf dem Rückweg nach Murzuck begriffen, und während unsrer An-

wesenheit in Gatrone kam die Nachricht, daß er bald in dieser Stadt eintreffen werde, und bereits in dem erwähnten netten Dorfe El Bakkchi sei. Ich ritt ihm bis zu diesem Orte entgegen, um ihn und mehrere meiner alten Bekannten aus Murzuck zu begrüßen, welche der Expedition beigewohnt hatten, und dann mit dem ganzen Zuge der Berittenen nach Gatrone zurück, wohin uns die Fußsoldaten und die Gefangnen, nebst der übrigen Beute nachfolgten. Diese letztern bestanden in 800 lahmen, in Felle und Lumpen gehüllten Krüppeln, gegen 3000 Maherrys und 500 Eseln; über 1000 Cameele und viele Gefangne waren unterwegs umgekommen, die Kinder gar nicht mitgerechnet, als welche als ganz unbedeutende Gegenstände nie in Betracht kommen. Die brutalen Araber haben auch wohl die Sitte, Säuglinge, die sie in den verheerten Dörfern finden, mitzunehmen, und ein Paar Tage lang mit Wasser und Datteln aufzufüttern; wenn aber eins diese Kost nicht vertragen kann, so lassen sie es ohne Weiteres auf der Straße liegen, wo es vor Hunger umkommen muß oder von Schakals gefressen wird.

Die Ghrazzie hatte dießmal sechs Monate lang gedauert, und hauptsächlich den Tibboos in Borgoo gegolten, sodann den Bewohnern von Wajunga und des südlichen Theils von Bahr el Ghazal. Die Tibboos in Borgoo sind alle Kaffirn, aber ein ruhiges friedsames Völklein, das in Hütten von Palmblättern wohnt, und noch auf der untersten Stufe der Cultur steht. Sie leben meistens von Datteln und dem Fleisch ihrer Schafe, Ziegen und Cameele; auch haben sie eine Art schwarzer Kühe,

die sie mit Milch versehen. Ihre Kleidung besteht meistens aus Thierfellen oder einigen Stücken Tuch, die sie von ihren Nachbaren oder von Kaufleuten erhalten. Knaben und junge Mädchen gehen völlig nackend, und Ehen in unserm Sinne des Worts giebt es dort nicht, indem alle Weiber gemeinschaftlich sind; eben so wenig haben sie einen Begriff von Blutschande, und Brüder und Schwestern vermischen sich unverhohlen mit einander. Sie wissen nichts von Gott, aber leben mit einander verträglich und friedsam. Den Donner und Blitz schreiben sie dem Zorn ihrer bereits verstorbnen Freunde zu, und sind deßwegen während eines Gewitters sehr ängstlich. Sie essen das Blut von Camerlen, was sie sich kochen, und auch crepirte Thiere. Sie sind sehr furchtsam, und fürchten sich besonders so sehr vor den Flinten oder Pferden, daß der bloße Anblick eines berittnen Arabers ganze Haufen von ihnen in die Flucht jagt; laufen können sie übrigens ganz außerordentlich schnell.

Bei solchen Sclavenhatzen geht es folgendermaßen zu. Die Araber bleiben des Abends zuvor einige Stunden von dem Dorfe, was sie sich zur Plünderung ausersehen haben, entfernt, und nähern sich dann demselben so, daß ihr Vortrab mit Tagesanbruch den Ort erreicht; sodann besetzen sie sogleich alle Ausgänge, und fallen dann in die Häuser ein, und über die meistentheils wehrlosen Einwohner her. Diese letztern werden an einen vorher zum Sammelplatz bestimmten Ort gebracht und dort gebunden, oder mit Ketten an einander gefesselt. Wenn man mit den Menschen auf diese Weise (oft werden an einem Morgen 1000—1500 dieser unglück-

lichen Schlachtopfer aufgebracht) fertig ist, so kommt die Reihe an die Cameele, Heerden, Lebensmittel und übrige Habe der Ueberfallnen, und dann zieht man weiter, um diese Scene in einer andern Gegend zu wiederholen. Einer unsrer Murzuckischen Freunde, der Mammeluck Mohamed el Lizari, hatte der damaligen Ghrazzie auf Muknis ausdrücklichen Befehl beiwohnen müssen, aber war durch die hiebei vorgefallnen Grausamkeiten aufs Aeußerste empört worden, so daß er fest beschlossen hatte, um keinen Preis wieder an einer so schändlichen Expedition Theil zu nehmen. Mukni mochte wohl von seinen Gesinnungen unterrichtet worden seyn; denn Jener fiel bei ihm so in Ungnade, daß er mehrern Arabern geheimen Auftrag gab, denselben gelegentlich niederzuschießen; er stand jedoch wegen seines allgemein anerkannten trefflichen Characters und seines würdevollen Benehmens bei Allen in solchem Ansehen, daß ihn die mit dem Meuchelmord Beauftragten selbst davon in Kenntniß setzten. Seit dieser Zeit brachte er die Nächte bewaffnet gewöhnlich bei uns zu.

Am 12. Januar verließen wir Gatrone, und reisten der Ghrazzie voraus nach Murzuck über Traghan und Deesa, wo mein Begleiter Bocheer uns stattlich in seiner Wohnung bewirthete, und sogleich ein fettes Kalb uns zu Ehren abschlachtete. Seine Mutter, Schwestern und sein junges Weib bewillkommten uns herzlich, und weinten vor Freude über die glückliche Wiederkehr ihres Bruders und Gatten. Ich gab der alten Frau einige Arznei gegen ihre bösen Augen, wofür sie mir ein wohlgenährtes Schaf aufnöthigte; überdieß versorgten mich die Schwestern Be-

heers in Ueberfluß mit Eiern, Hühnern und Milch. Nicht minder gastfreundlich wurde ich von meinem andern Reisegefährten, dem Kaid Saad, in seinem Wohnort Zaizow aufgenommen, wohin er, um gehörige Zubereitungen zu treffen, mir vorausgereist war.

Am Abend des 16. Januar langte ich wieder in Murzuck an, wo mich meine Freunde Yussuf und Hadgi Mahmoud mit einem Fest überraschten, welches sie mir zu Ehren angestellt hatten. Ich stattete sodann bei Mukni einen Besuch ab, der mich sehr huldvoll aufnahm und darüber sehr zufrieden schien, daß ich seinem Sohn Aleiwa entgegengeritten war, der mich, wie er meinte, mit einem Paar Maherrys hätte beschenken sollen. Aleiwa hielt am 18. Januar seinen feierlichen Einzug mit der Ghrazzie in Murzuck, bei welcher Gelegenheit sich Alles in seinen größten Putz und Staat geworfen hatte, und in der That würde dieses glänzende Schauspiel und die allgemeine Fröhlichkeit, das Schießen, Jauchzen, Tanzen und Singen auf uns Zuschauer einen angenehmen Eindruck gemacht haben, wenn nicht der grelle Contrast, den die unglücklichen Gefangenen in ihrem jammervollen Zustande mit ihren übermüthigen Ueberwindern machten, sogleich alle frohe Empfindungen verdrängt hätte. Ich war dem Zuge wieder entgegengeritten und ritt dicht neben des Sultans Sohn, um zu sehen, wie ihn sein Vater empfangen würde. Wir fanden ihn im Hofe seines Schlosses sitzend, ganz blaß und in der größten Gemüthsbewegung. Der Knabe stieg ab und lief auf seinen Vater zu, vor dem er sich auf die Kniee warf und ihm die Hand küßte. Alles beobachtete die

größte Stille, als der Vater von seinen Gefühlen überwältigt, seinem Sohn, den er über alles liebt, um den Hals fiel und laut weinte. Ich hätte wahrlich in diesem Augenblick ihm alle uns zugefügte Unbilden und seine übrigen schlechten Handlungen verzeihen können, wenn mir nicht eingefallen wäre, daß sein Sohn eben mit einem Haufen unglücklicher Kinder zurückkehrte, die ihren Vätern nicht weniger theuer waren, als er dem seinigen. Als Mukni sich ein wenig wieder erholt hatte, so wurde eine prachtvolle Bornouse herbei gebracht, welche der junge Aleiwa auf der Stelle anzog; dieß ist das in der Berberei bei jeder siegreichen Rückkehr gewöhnliche Ehrengeschenk. Hierauf kamen die übrigen Araber heran und wurden sämmtlich von dem Sultan zum Handkuß gelassen, der sich dann auf die Achseln seiner zwei Söhne gestützt, sehr vergnügt aussehend in sein Schloß zurückzog.

Tags darauf war alles in der Stadt in lebhafter Bewegung, und der freie Platz vor dem Schlosse von mehr als 1000 Maherrys bedeckt. Kaufleute aus der Umgegend Tibboos, Tuaricks, Araber, Alles trieb sich bunt durch einander auf dem Sclavenmarkt herum, während die armen Neger nackt und zitternd in der Sonne saßen und nach einander verkauft wurden. Der Preis für dieselben war dießmal sehr niedrig; ein hübsches Mädchen von ungefähr 13 Jahren galt 35 Piaster; Knaben von demselben Alter aber höchstens 20 Piaster. Es gehört übrigens, wie ich schon oben erwähnt habe, zu den Regalien Muknis, daß er von jedem verkauften Sclaven den vierten Theil der

Kaufsumme erhält; eben so gehört ihm jeder vierte Theil der Beute, die die Ghrazzie an Sclaven, Cameelen u. s. w. macht; auf jeden Fußsoldaten derselben fällt ein Sclave, und auf jeden Reiter zwei; sind nach dieser Vertheilung noch welche übrig, so wird eine zweite in denselben Proportionen vorgenommen; in dem Fall, wenn nicht so viele Sclaven vorhanden sind als Sclavenjäger, werden die erstern ebenfalls nach jenen Proportionen unter die letztern vertheilt; zwei kleine Kinder werden übrigens für einen Knaben gerechnet, und zwei Knaben von 10 Jahren oder ein Mädchen von demselben Alter gilt für einen Antheil.

Ich besuchte um diese Zeit öfters den Sclavenmarkt, wo man um die armen Schwarzen mit eben der gefühllosen Gleichgültigkeit feilschte, wie in Tripoli. So wie für die übrigen Waaren, so giebt es auch für die Sclaven besondre Ausrufer, die in der Straße umherlaufen, und mit gellender Stimme den verschiedenen Kaufleuten das zuletzt gethane höchste Gebot zurufen, wobei der Sclave wie ein Hund hinter ihnen her laufen muß. Es scheint mir hier der passendste Ort zu seyn, über den Sclavenhandel in der dortigen Gegend und die Gesetze, unter denen er steht, einige Notizen mitzutheilen.

In Murzuck machen die Sclaven ungefähr den zehnten Theil der gesammten Bevölkerung aus; viele von ihnen sind aber bereits so jung dahin gebracht worden, daß sie nichts von ihrem eigentlichen Vaterland mehr wissen. Diejenigen Sclaven, die zur Besorgung des Haushalts gebraucht werden, werden meistens gut behandelt, und oft

von ihren Herren zu Vertrauten ihrer Angelegenheiten gemacht. Selten werden sie weiter verhandelt, und es ist Sitte bei dem Tode eines Gliedes der Familie, zu der sie gehören, einen oder mehrere von ihnen frei zu lassen, worauf sie sich dann gewöhnlich verheirathen, und, irgend ein Gewerbe treibend, als naturalisirte Einwohner mit den übrigen Bürgern gleiche Rechte genießen. An und für sich betrachtet, ist die Sclaverei in Hinsicht auf die Dauer lebenslänglich; sehr oft aber finden Freilassungen Statt, theils, wie schon erwähnt worden, bei Todesfällen in der Familie, theils auch bei andern religiösen Festlichkeiten, oder zur Belohnung geleisteter Dienste. Früherhin war es allgemeine Sitte, an dem Bairamsfest jedesmal einen Sclaven freizulassen; dieß ist aber neuerdings beinahe ganz abgekommen.

In Fezzan und, so viel mir bekannt ist, auch in allen übrigen Mohamedanischen Ländern in Africa gelten in Beziehung auf die Fortpflanzung der Sclaven folgende Gesetze:

Eine Khadem oder Negerin, die von ihrem Herrn geschwängert ist, darf nicht weiter verkauft, sondern muß für ihre übrige Lebenszeit von ihm erhalten, oder an einen Andern verheirathet werden. Ihr Kind ist frei und hat den nämlichen Anspruch auf Alimentation.

Das Kind einer Sclavin, das sie mit einem andern Mann als mit ihrem Herrn erzeugt hat (sollten beide auch Eheleute seyn), folgt dem Stand der Mutter und ist mithin Sclave. Hat es zum Vater den Sclaven eines an-

dern Herrn, so gehört es dennoch dem Herrn seiner Mutter, und kann so gut wie diese weiter verkauft werden.

Das Kind einer freien Frau, das einen Sclaven zum Vater hat, ist frei.

Oft gestatten die Herren eine Heirath zwischen ihren Sclaven beiderlei Geschlechts; die hieraus entsprungenen Kinder sind zwar auch Sclaven und können verkauft werden, aber ein solches Verfahren mit ihnen wird nicht für honet gehalten, und kommt daher selten vor. Solche Kinder heißen Shuehan.

Von einer Anzahl von Bekannten und Freunden, die der letztgedachten Ghrazzie beigewohnt hatten, erhielt ich über die Gegenden, in denen sie angestellt worden war, ziemlich genaue Nachrichten, von denen ich hier folgende mittheile.

Wajunga ist ein bedeutender Landstrich, acht Tagereisen östlich von Borgoo und dreißig von Tegerry entfernt. Es ist in zwei Districte getheilt, von denen der östliche von einem sehr großen Fluß in der Richtung von Norden nach Süden durchströmt wird, welcher sehr tief und 5 bis 600 Ellen breit ist. Sein Wasser ist etwas salzig, und er selbst sehr angefüllt mit wohlschmeckenden Fischen. Die ganze Gegend ist sehr gebirgig, und mit einer großen Menge kleiner ganz schwarzer Felsstücke bedeckt, die die Flucht der Ueberfallenen sehr begünstigt haben sollen, weil die letztern, wenn sie sich auf die Erde gelegt hatten, jenen an Gestalt und Farbe ganz glichen. Einige von den Felsen sind dort

so steil, daß man nach einem Arabischen Ausdruck: „nicht nach ihrem Gipfel schauen kann, ohne seine Tagaia oder rothe Kappe zu verlieren.“

Das westliche Wajunga wird durch drei Flüsse durchflossen, von denen zwei so süß, „wie Honig,“ der dritte aber salzig ist. Der größte von ihnen, der von Westen nach Osten fließt und sehr breit und tief ist, wird von den Arabern Nil (Niger) genannt. Datteln giebt es dort in großer Menge, auch viel Schlachtvieh; sodann Elephanten und sehr viele Strauße. Die Einwohner kleiden sich in Thierfelle und sind ein schöner Menschenschlag; sie können sehr schnell laufen, sind aber Kaffirn, und die Araber behaupten, Gott habe sie nicht erschaffen, sondern sie seien zufällig entstanden.

Von dem Brunnen bei El Wiakh, der zwei Tagereisen südlich von Tegerry liegt, führt ein näherer Weg nach Tibesty, der aber äußerst beschwerlich ist. Auf demselben muß man sieben Tage lang über eine schwarze Bergkette steigen, welche von allem Wasser, aller Vegetation und jedem lebenden Wesen entblößt, und an manchen Stellen so schwer zu erklimmen ist, daß Camele und Pferde dort sehr oft den Hals brechen. Viele Sclaven in den Kafflés, die von Waday (welches zehn Tagereisen nördlich von Wajunga liegt) auf diesem traurigen Wege kommen, werden durch die Beschwerlichkeit desselben so erschöpft, daß sie, wenn ein Rasttag gemacht wird, zu steif und kraftlos werden, um die Reise fortsetzen zu können; daher sie denn gewöhnlich von ihren unmenschlichen Gebietern hülflos ihrem

Schicksal überlassen werden. Die ganze Gegend um El Wakh soll mit menschlichen und thierischen Gebeinen bedeckt seyn.

Das auf den Karten gewöhnlich unter dem Namen Berdoa aufgeführte Land heißt Berdai und liegt zwei Tage östlich von Tibesty. Einen Stamm von Tibboos, Namens Tebaboo, giebt es nicht; wahrscheinlich hat der Name einer kleinen Stadt in Tibesty, Aboo, zu diesem Mißverständniß Anlaß gegeben. So sind auch Kawar und Bilma keine verschiedene Länder, sondern verschiedene Namen derselben Gegend, deren Bewohner der Mehrzahl nach Kaffirn sind. — —

Bald nach der Rückkunft der Sclavenjäger kam auch Muknis Geschäftsträger Aboo Beeker Boukhalloum von Tripoli zurück, und überbrachte dem Sultan eine Teskera des Deys, zufolge der er künftighin statt der bisherigen 15,000 Piaster, deren 80,000 als Tribut entrichten sollte. Mukni empfing dieß Schreiben *), so unangenehm ihm auch sein Inhalt seyn mußte, mit den Zeichen der größten Ehrerbietung und Zufriedenheit.

Ich für meine Person machte nun wieder Anstalten zur Rückreise nach Tripoli, wohin mich Lizari, um Muknis Verfolgungen zu entgehen, zu begleiten beschloß, und

*) Teskere heißt im Türkischen ein Lebensschein, Amtsbelehnung. S. v. Hammer Osman. Staatsverf. I. 352. II. 111.
A. d. U.

nach vielen Bemühungen erhielt er auch von dem Sultan die Erlaubniß hierzu. Bevor ich aber zur Beschreibung meiner Rückreise übergehe, scheint es mir passend zu seyn, eine allgemeine Uebersicht über die Beschaffenheit des Königreichs Fezzan und den Character, Sitten und Gebräuche seiner Bewohner zu geben, welche ich theils aus eigenen Beobachtungen, theils aus Mittheilungen zuverlässiger Gewährsmänner geschöpft habe.

---

8. Ueber Fezzan und seine Bewohner, und über die große Wüste im Allgemeinen.

Fezzans nördlichste Grenzstadt Borjem liegt unter dem 30° 35′ n. Br., seine südlichste Tegerry unter dem 24° 4′; gegen Osten grenzt es an die Haruhischen Gebirge hinter Temissa und gegen Westen an Oubari. Das Land bietet im Allgemeinen den Anblick einer dürren, unfruchtbaren, meistens mit Sand oder einer Art Kies (gravel) bedeckten Fläche dar; es giebt zwar viele Brunnen, aber in der ganzen ungeheuern Landstrecke nur vier lebendige Quellen in der Nähe von Traghan. In der Wüste ist keine Vegetation, außer in einigen Wadeys, woselbst sich einiges Buschwerk findet, dessen Laub den Cameelen zum Futter dient, und welches die Namen Agoul, Shamaran und Deeza führt. Bloß in der Nähe von Städten werden Palmen cultivirt; Korn und einiges Gemüse kommt nur schlecht fort. Ueber-

haupt ist nichts irriger, als die allgemein verbreitete Meinung von der großen Fruchtbarkeit der Oasen. Gärten giebt es zwar in der Nähe oder in den Ringmauern von Städten, sie sind aber selten über einen Acker groß, und meistens kaum 40—50 Fuß breit; sie werden durch ziemlich zusammengesetzte Maschinen bewässert, welche durch Esel getrieben werden.

Von Thieren finden sich vorzüglich folgende: Tiger, Hyänen, Schakals (sämmtlich in großer Menge), Füchse (kleiner als die Europäischen und in geringerer Anzahl), Wadans (eine Art wilder Büffel, mit zottigem Fell, und so groß wie Esel), rothe und weiße Büffel, Antelopen, Hasen in geringer Anzahl, wenig Kühe, Schafe und Ziegen, Pferde, Esel und Cameele (besonders die schnelllaufende Art derselben, Maherrys oder Couriercameele genannt). Unter den Vögeln giebt es besonders viele Strauße, Geier, Raben, Eulen, Tauben (von denen die wilden im August nach Bornou und Tibesty ziehen), einige Adler, wenig Hühnergeflügel und noch weniger Gänse. Von Feldfrüchten giebt es verschiedene Arten Korn und andres Getreide, das den Namen Gafooly, Gummah, Gussub (Dourrah), Shair, Tareedi und Lubia führt. Korn und Gerste werden im October und November gesäet, und im März und April geerndtet; während dieser Zeit werden die Aecker wöchentlich zweimal mit vieler Mühe mittelst kleiner Canäle gewässert, in die das Wasser aus den Brunnen geleitet wird. Gudbub oder Saffasa ist eine Art Klee, der im Februar gesäet und im November geschnitten wird; er ist sehr theuer, aber ein sehr nährendes Futter für Pferde

und Cameele. Gussub und Gafooly, eine Art Hafer, werden im Sommer gesäet und sind im Herbst reif, oft aber giebt man die Halme den Pferden, wenn sie noch grün sind; sie sind sehr süß und schmecken wie Zuckerrohr; im Winter dient das getrocknete Stroh von ihnen ebenfalls als Futter. Die Halmen des Gafooly erreichen oft eine Höhe von 7 bis 8 Fuß.

Obst giebt es nur in geringer Menge; von guter Qualität sind aber Granatäpfel, Wassermelonen und Feigen; Aepfel und Apricosen sind geschmacklos und schlecht. Es giebt noch eine den Aepfeln in Gestalt und Geschmack ähnliche Frucht, Corna genannt, die auf einem oft 30 Fuß hohen Baume wächst, den Hr. Ritchie in die Gattung des Rhamnus oder Lotos einrechnet. Diese Frucht hat drei Kerne, ist sehr süß, und nicht größer wie eine Wallnuß. Uebrigens ißt man auch die Samenkörner der Sonnenblumen und des Coloquints. Cürbisse von ziemlicher Größe und gutem Geschmack giebt es häufig; Rüben und anderes Gemüse nur selten, auch ist es von keiner guten Qualität.

Die Hauptstadt Murzuck liegt unter dem 25° 54′ d. Br. und 15° 52′ d. L. Die übrigen Städte von Bedeutung sind Sockna im Norden, Zuela im Osten und Gatrone im Süden. Im Allgemeinen nähren sich die Einwohner meistens von Datteln, welche man als das Nationalgericht ansehen kann, und von dem wenigen Getreide oder Gemüse, was mit vieler Mühe in den Gärten gebaut wird. Cameelfleisch wird bei Festlichkeiten verspeist; Schaf-

und Ziegenfleisch ist für die ärmern Volksclassen zu theuer, und selbst die Reichen essen höchstens dreimal in der Woche Fleisch. Handel wird bloß mit Soudan, Bornou und Waday und mit den Tauschhändlern der Kafflés getrieben, und besteht meistens in Sclaven. Uebrigens könnten sehr viele von den Pflanzen, die man im südlichen Europa baut, dort fortkommen, wofern nur die gehörige Wartung und Pflege derselben Statt fände. Zum Bauen und zur Schreinerarbeit fehlt es sehr an gutem Holz, indem man bloß Palmbäume dazu verbraucht, von dem die Bretter sehr porös und zerbrechlich sind, und sehr leicht verfaulen.

Der Landbesitz befindet sich allgemein in den Händen der reichern Classen, welche seine Besorgung und Bearbeitung ihren Sclaven oder freien Dienern überlassen. Wenn der Eigner eines Landguts ohne Erben stirbt, oder wegen eines Verbrechens hingerichtet wird, so fällt sein Vermögen dem Sutan zu. Beim Verkauf von Ländereien richtet sich der Preis nach der Anzahl von Dattelbäumen und Brunnen, die sich auf ihnen befinden; oft werden auch bloß die Palmbäume allein verkauft.

Beim Verkehr hat man folgende Gewichte: Kantar (150 Pf.), Rottal (1½ Pf.), Oghia (eine Unze) und verschiedene andere Gewichte, deren man sich bei dem Tausche mit Gold bediente, welches früher allgemeine Landesmünze war, jetzt aber sehr abgenommen hat. Zum Maß bedient man sich der Saas (gleich einem Quart), Kail (8 Quart), Webba Fezzan (8 Kails) und Ghefeese (24 Kails). Die jetzt übliche Currentmünze sind die Spanischen Piaster;

kleinere Zahlungen werden in Korn abgemacht; für einen Piaster erhält man im Durchschnitt 1½ Kail (12 Quart oder 3 Malter) Korn, und 24 Kalis oder ein Gheseese Datteln.

Die Regierung von Fezzan gehörte früher einer Mohrenfamilie erblich zu, welche aus Shreefs bestand, und aus einem Stamm in der Nähe von Fez herstammte; sie hatte sich 500 Jahre lang in dem Besitz derselben behauptet, bis es Muknis Verrätherei und Ehrgeiz gelang, sie zu stürzen und sich auf ihren Thron zu setzen, wie ich dieß oben schon erzählt habe. Er ist unumschränkter Monarch, wiewohl er in Tripoli bloß als Privatmann angesehen wird, und regiert sein Land mit eisernem Scepter; sein Wille oder seine Laune ist Gesetz, seine Strafen sehr streng und grausam, weil er sich nur durch Furcht behaupten zu können glaubt (oderint, dum metuant!), und da seine Hauptleidenschaft Habsucht und Geldgeiz ist, so mißbraucht er stets seine Gewalt, um auf alle mögliche Weise Geld von seinen unterdrückten Unterthanen zu erpressen und sie auszusaugen. Ueber Krieg und Frieden steht dem Dey von Tripoli die letzte Entscheidung zu, wiewohl bloß der Form wegen; denn Mukni ergreift stets die nöthigen Maßregeln in dieser Hinsicht, ohne erst auf die Instructionen von der Hauptstadt zu warten.

Der Cadi, oder das Haupt der Justiz und Kirche, hat nur eine scheinbare Gewalt, und muß sich stets nach dem Willen seines Herrn richten. In Murzuck giebt es einige Familien von Weißen, welche Mammelucken genannt wer-

den, und von Renegaten abstammen, mit denen der Dey die vorige Dynastie von Fezzan beschenkt hatte. Sie werden als eine Art Adel betrachtet, und sind nicht wenig stolz auf ihren Rang, obgleich sie meistens nicht sehr begütert sind; in gleichem Rang stehen sodann die Shreefs, welche, wie überall, in allen Mohamedanischen Ländern, große Privilegien genießen. Der Cadi, die Scheiks der Districte, die Kaids oder Schultheiße, die Hadgis, Maraboots, und Alle, welche Geld, Ländereien oder schöne Kleider (das einzige Abzeichen höhern Standes in der dortigen Gegend) haben, gelten als die Vornehmen, und zwar so lange sie in dem Besitz ihrer Aemter, Vermögens oder Kleider sind; haben sie diesen verloren, so werden sie so wenig respectirt als Sclaven.

Das Amt des Cadis in Murzuck ist erblich, und bereits über 150 Jahre bei derselben Familie geblieben. Besondre Kenntnisse und Talente sind zu demselben eben nicht erforderlich, nur muß er lesen können; nach seinem Tode wird sein nächster Anverwandter, er mag übrigens weise oder dumm seyn, sogleich mit diesem Amte investirt. Der jetzige Cadi ist ein Schwarzer, Namens Mohammed el Habeeb; er kann sehr schnell lesen und Zauberformeln schreiben, welche viel wirksamer sind als die andrer Leute. In allen übrigen bedeutenden Städten giebt es Cadis, deren Würde jedoch nicht erblich ist. Als Andeutung der Auszeichnung der höhern und reichern Volksclassen gilt es, daß sie bei dem Sultan zur Audienz gelassen werden; sie haben ziemlich unbeschränkte Macht, mit ihren Untergebenen willkührlich zu verfahren; doch sind sie meistens mit ihren

Sclaven in gutem Vernehmen, und gestatten denselben manche Freiheiten.

Die Fezzaner besitzen nur sehr wenig Herzhaftigkeit, Muth und Ehrliebe, und sind so kriechende Unterthanen, als ihre Despoten nur wünschen können; sie haben gar kein Gefühl davon, daß sie in einem verworfenen Zustande leben, da sie nie Freiheit gekannt haben, und nie von den Stecken ihrer Treiber in Ruhe gelassen worden sind. Es ist auch gar keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie sich je aus ihrem sclavischen Joch zu befreien trachten sollten, obgleich ihnen ihre Lage in der Wüste alle äußere Hülfsmittel darbietet, sich von Tripoli ganz unabhängig zu machen. Die einzige Classe von ihnen, die einigen Muth und Freiheitsliebe gezeigt hat, waren die Araber von dem Stamm Waled Suleiman, allein diese sind jetzt fast ganz aufgerieben. Wenn der Sultan, was er jährlich thut, nach Tripoli reist, so läßt er seinen ältesten Sohn als Statthalter unter der Aufsicht seines jedesmaligen angesehnsten Günstling zurück, dessen Befehle dann mit den seinigen gleiche Kraft genießen.

Muknis Kriegsmacht besteht meistens aus Arabern, und beläuft sich ungefähr auf 5000 Mann. Die Fezzaner werden fast nie zum Kriegsdienst genommen, weil sie viel zu muthlos und schwächlich sind; sie kaufen sich jedesmal durch doppelte Zahlungen los, und müssen für die Unterhaltung der Truppen sorgen. Die Kriege, die der Sultan führt, sind alle von ihm selbst ungerecht und von freien Stücken unternommen, und bloß die Gier nach Gewinn

und Beute treibt ihn an, die harm- und schutzlosen Bewohner der Negerstaaten im Süden jährlich mit Krieg zu überziehen; daß diese Sclavenjagden Ghrazzie heißen, habe ich schon oben erwähnt. Oft nehmen an diesen Raubzügen der Plünderung wegen Beduinen aus der Wüste bei Sockna und Benioleed, so wie Tibboos aus Gatrone oder Tibesty Theil.

Die Criminaljustiz wird in Murzuck ganz auf dieselbe Weise wie in Tripoli gehandhabt; doch kommt das Hängen selten vor, weil Erdrosseln mehr nach dem Geschmack des Sultans ist. Wenn ein Mensch ermordet gefunden wird, und der Urheber des Verbrechens ist nicht auszumitteln, so muß die Stadt, in deren Weichbild sich der Leichnam gefunden hat, eine Geldbuße von 2000 Piastern an den Sultan entrichten; das Nämliche findet Statt, wenn ein Leichnam in der Wüste mit Spuren eines gewaltsamen Todes entdeckt wird, wo dann das nächst gelegene Dorf oder District jene Summe zahlen muß. Wenn einer von den Vornehmen einen Mord begangen hat und entflohen ist, so kann er nach Verfluß einiger Zeit wieder zurückkommen, ohne daß weiter eine Untersuchung über ihn verhängt wird. Mukni selbst war vor einigen Jahren in diesem Falle; er hatte den Mäkler des Brittischen Consulats ermordet, der Dey ignorirte aber seine Flucht, und nachdem er sich ein halbes Jahr bei den Arabern aufgehalten hatte, kam er wieder nach Tripoli zurück, und wurde so gut aufgenommen, als wäre er der unschuldigste Mann von der Welt. Daß das Vermögen eines zu Tode Verurtheilten confiscirt wird, habe ich schon bemerkt; in diesen Fällen

wird die ganze Familie eines solchen an den Bettelstab gebracht. So ist z. B. auch die Enkelin des vorigen rechtmäßigen Sultans gegenwärtig eine bloße Bettlerin, und muß von der Barmherzigkeit der Einwohner leben, die ihr eine kleine Quantität Korn und Datteln schenken.

Im Allgemeinen sehen die Fezzaner ganz schlicht aus; ihre Hautfarbe ist schwarz. Keines der beiden Geschlechter zeichnet sich durch Schönheit, hohe Gestalt, Stärke oder Lebhaftigkeit aus; im Gegentheil sind besonders die Weiber sehr häßlich. Diese letztern werden schon im zwölften oder dreizehnten Jahr Mütter, verblühen aber auch so schnell, daß sie schon im sechzehnten Jahre wie alte Weiber aussehen. Sie sind übrigens gutherzig und verträglich, und lieben besonders sehr den Gesang und Tanz. Die Gesichtszüge aller Fezzaner haben übrigens etwas characteristisches, welches sie von den übrigen Schwarzen unterscheidet; ihre Backenknochen sind nämlich höher und springen mehr hervor, ihre Nasen sind auch weniger breit gedrückt und spitziger als die der Neger. Ihr Mund ist ganz ausnehmend groß, ihre Zähne sind aber sehr schön; ihr Haar ist wollig, aber nicht struppigt. Die Männer können fast alle ein wenig lesen und schreiben, wenigstens die Einwohner von Murzuck; in allem Uebrigen sind sie aber sehr unbehülflich und ungeschickt, indem es ihnen an aller Energie des Geistes durchaus fehlt; sie nehmen an nichts ein lebhaftes Interesse, und eine Art schlafsüchtiger Indifferenz bezeichnet ihren ganzen Nationalcharacter, daher sie auch gar nicht leicht in Affect und Zorn gerathen, und nichts weniger als rachsüchtig sind.

In Murzuck trinken die Männer sehr viel Lackbi, und es giebt daselbst sehr viel Trunkenbolde. Die Araber sind im Allgemeinen sehr gastfrei, aber die Fezzaner wissen nichts von dieser Tugend, wiewohl sie sich sehr gefällig und dienstfertig gegen ihre Obern beweisen, so wie gegen alle, die im Stande sind, ihnen ihre Dienstleistungen oder Aufopferungen zehnfach zu vergelten. Der Koran gebietet zwar, daß, wenn ein Fremder grade während des Essens zu ihnen kommt, sie ihn zur Theilnahme an demselben einladen sollen, allein sie pflegen diese Vorschrift meistens dadurch zu umgehen, daß sie bei verschlossenen Thüren essen. Die niedrigern Volksclassen sind übrigens aus Noth und Mangel sehr betriebsam, Männer sowohl als Weiber; sie holen Wasser, arbeiten in den Gärten, sind Esel- und Cameeltreiber, verfertigen Matten, Körbe u. dgl. m., noch außer ihren häuslichen Verrichtungen. Dagegen sind die von der vornehmern und reichern Classe, welche Sclaven besitzen, die für sie arbeiten müssen, äußerst unthätig und faul; ihre einzige Beschäftigung ist, überall herum zu gaffen und auszuspüren, was der Nachbar grade zu Mittag gegessen hat, über Sclaven und Datteln ein breites Geschwätz zu führen, oder prahlend von einem neuen Pfiff zu erzählen, mit dem sie die Tuaricks angeführt haben, welche, obgleich ihrerseits nichtsnützige Bursche, dennoch in Vergleich mit den Fezzanern für ehrliche Leute gelten können. Der moralische Character dieser letztern ist dem der Tripolitaner sehr gleich; nur haben sie es in der Verstellungskunst weniger weit gebracht, als diese. Betrügerei gilt bei ihnen keinesweges als eine verächtliche Handlung, außer wenn sie ent-

deckt wird, und im Handel und Wandel behaupten sie gradezu, daß im Koran der Betrug mit einer Waare gestattet sei; freilich konnten sie mir auf meine nähere Erkundigung die Stelle nicht nachweisen, wo eine solche Schändlichkeit gut geheißen oder autorisirt worden wäre. —

Die Maraboots sind bei weitem trotz ihrer angeblichen Heiligkeit größere Schelme und Schufte als das übrige Volk, vor dem sie den Vortheil voraus haben, daß man sie wegen des Nimbus von Religiosität, der sie umgiebt, nicht in Verdacht von schlechten Handlungen hat, daher sie desto sicherer ihr Wesen treiben können. Ich habe zwar unter ihnen mehrere rechtschaffne und wahrhaft religiös gesinnte Männer gefunden, diese aber verschwinden ganz als seltene Ausnahmen vor der Ueberzahl ihrer nichtswürdigen Ordensbrüder. Großmuth und Mildthätigkeit sind so völlig unbekannt, daß man schwerlich sagen kann, daß diese Tugenden hier existiren; dagegen wird Verachtung der Religionsgebräuche, der heiligen Männer und Bücher als ein eben so abscheuliches Verbrechen angesehen als Diebstahl und Mord. Sie sind sehr strenge und bigotte Mohamedaner, und halten sich zu der Secte der Malek, einer von den vier verschiedenen Auslegerclassen des Korans, deren sämmtliche Vorschriften in Hinsicht des äußern Gottesdienstes sie genau und ängstlich beobachten. Die Mammelucken und mithin auch wir, die wir für solche galten, sind berechtigt, ihre Gottesverehrung nach dem Ritus der Hanesis zu bewerkstelligen, welche die angesehenste jener vier Secten ist; da aber hier einmal die der

Malekis herrschend und eingeführt ist, so hält sich alles zu derselben. Der Glaube an das „böse Auge" (evil eye), an Teufel, gute und böse Geister, Zauberer und Hexen ist ganz allgemein; Zauberformeln und Fasten bis Sonnenuntergang wird als sicheres Vorkehrungsmittel gegen Mißgeschick angesehen.

Das bei den Moscheen angestellte Personal besteht aus dem Cadi, als dem kirchlichen Oberhaupt, den Imams oder Priestern, die in Abwesenheit des Cadi die Gebete verrichten oder predigen, und den Mouaddens, einer Art Küster, welche das Volk zu den vorgeschriebenen Stunden zum Gebet rufen und die Sprüche des Imams wiederholen. Keiner von diesen kirchlichen Beamten, den Cadi ausgenommen, genießt aber deßwegen irgend ein Vorrecht, sondern sie stehen den übrigen Einwohnern ganz gleich, haben dieselbe Anzahl Weiber und Beischläferinnen, und kleiden sich auf die nämliche Weise. Unter den vorigen legitimen Sultanen war es gebräuchlich, daß sie eine ziemliche Amtsbesoldung erhielten; dieß hat aber der gegenwärtige Herrscher abgeschafft, und wenn sie nicht eigenes Vermögen besitzen, so müssen sie ihren Unterhalt durch Arbeiten erwerben oder von Almosen leben. Wenn sie in einem großen, wahren oder scheinbaren, Rufe der Religiosität stehen, so verdienen sie sich durch Schreiben von Zauberformeln viel Geld, welche als allgemeine Arcana gegen Krankheiten sehr gesucht werden; übrigens stehen sie mit einander durchaus nicht in einer collegialischen Verbindung oder einem Verhältniß von Subordination, und haben eben so wenig Beziehung und Einfluß auf den Staat.

Geistige Cultur ist hier auf dem Punct oder vielmehr in solchem Verfall, daß kein einziger Mohamedaner andere Bücher besitzt als solche, die von religiösen und abergläubischen Dingen handeln. Ihre Vorurtheile und ihr Fanatismus hindert alle Einführung irgend einer neuen Sitte oder Ansicht, und hemmt allen Fortgang zum Bessern in Hinsicht auf sittliche und geistige Ausbildung.

Von den Fighis (von Fakil abgeleitet, was ursprünglich einen armen Mann bedeutet) habe ich schon oben geredet in Beziehung auf ihre Schulen. Ihr Hauptverdienst besteht darin, daß sie für die des Schreibens Unkundigen Briefe schreiben, oder ihnen die erhaltenen vorlesen, wofür sie in Korn bezahlt werden. Der Sultan hat ebenfalls mehrere Schreiber, durch deren Hände alle seine Papiere und Briefe gehen, und ohne die er gar nichts ausrichten kann, weil er selbst weder zu lesen noch zu schreiben versteht, daher sich denn diese Personen kein geringes Air zu geben und ihre Wichtigkeit überall geltend zu machen wissen. Die meisten Einwohner von Murzuck können zwar lesen, aber nur wenige aus andern als ihren eigenen Büchern, deren sie sich von Kindheit auf bedient haben. Der alte Hadgi Mahmoud, unser Nachbar und Freund, hatte seit vierzig Jahren täglich in seinem Koran gelesen, besaß aber dabei ein so schlechtes Gedächtniß, daß er keine Seite davon auswendig wußte, und bei manchen Stellen immer wieder ausrief: „Gott segne mich! herrlich! außerordentlich! Gott ist groß!" gleich als hätte er sie nicht schon tausendmal gelesen, sondern eben erst zu Gesichte bekom-

men. Viele von den Fighis dagegen haben aber ein sehr gutes Gedächtniß, und da sie 30 bis 40 Jahre lang bei allen Gelegenheiten Sentenzen aus dem Koran hersagen, so können sie ihn oft wörtlich auswendig.

Unter den gemeinen Bürgern giebt es manche, welche in Lederarbeit sehr geschickt sind; andere weben grobe Barracans, oder verfertigen dauerhafte, aber plump gearbeitete Eisenwaaren. Einige wenige sind Gold- oder Silberarbeiter, und ziemlich geschickt, besonders wenn man bedenkt, wie elend ihre Werkzeuge und Instrumente sind. Jeder Einwohner ist übrigens sein eigener Zimmermann und Maurer. Die Handwerker, welche Leder- und Eisenarbeit verfertigen, stehen übrigens in großem Ansehen und werden mit dem Titel Sta (Meister) beehrt; z. B. Ledermeister, Eisenmeister.

Uebrigens giebt es für die Einzelnen keine Staffel, auf der sie zu besondern Ehren und Würden steigen und sich über ihre Mitbürger erheben könnten, außer wenn sie sich als Maraboots durch s. g. Kenntnisse und Scheinheiligkeit auszeichnen, in welchem Falle sie bei ihren Lebzeiten allerlei Vorrechte genießen, und nach ihrem Ableben als Heilige um Vermittlung und Verwendung bei Gott wegen Vergebung der Sünden angerufen werden.

Die in Fezzan eigentlich herrschende Sprache ist die Arabische, welche aber von dem ursprünglichen Dialect derselben und der in Aegypten üblichen sehr wesentlich abweicht. Wegen der beständigen Communication mit Bornou und

Soudan werden diese beiden Sprachen ebenfalls ziemlich allgemein gesprochen, und sehr viele Worte sind aus ihnen in das Fezzanisch-Arabische übergegangen. Die Sclaven und die Kinder, die von den Herren mit den Negerinnen erzeugt sind, behalten immer ihre besondere Landessprache oder die ihrer Mutter bei. Die Fezzanische Schriftsprache ist die Mogrebynische, welche meines Wissens allgemein im westlichen Africa üblich ist, und in vieler Hinsicht große Abweichungen und Verschiedenheiten der Schriftzüge in den verschiedenen Gegenden erlitten hat. Von Rechenkunst mit geschriebenen Zahlen oder von Feldmeßkunst hat man dort keinen Begriff. Man rechnet nach Puncten, die reihenweise zu je zehn auf einer Linie in den Sand gemacht sind; viele können nur mit großer Mühe herausbringen, wie viel zwei und zwei macht. Sie drückten große Verwunderung darüber aus, daß wir im Stande seien, ohne Hülfe der Finger rechnen zu können.

Die Fezzaner haben viel Vergnügen an der Dichtkunst, verstehen aber nichts selbst in ihr hervorzubringen; die Araber dagegen verfertigen kleine Gedichte, welche die Eingebornen mit vielem Eifer auswendig lernen, auch pflegen die Weiber beim Mahlen des Korns einige Volkslieder der Neger mit nicht übel klingender Stimme zu singen.

Es ist übrigens die allgemein verbreitete Meinung, daß die Mohren und Araber es nicht zugäben, irgend eine Zeichnung oder ein Gemälde zu verfertigen, ganz irrig und ungegründet; allerdings verbietet der Koran den Bilder-

dienst, allein ich für meine Person habe nie deßwegen Schwierigkeiten gefunden, Risse und Zeichnungen von Gegenständen, die mir merkwürdig schienen, aufzunehmen, sobald ich erklärt hatte, daß dieselben nicht in einer religiösen Beziehung, sondern bloß darum unternommen würden, damit ich meinen Landsleuten und Freunden mit mehr Deutlichkeit einen Begriff von dem, was ich unterwegs gesehen, beibringen könnte. Sie waren übrigens nicht wenig darüber verwundert und in Staunen gesetzt, wie es möglich sei, daß ich so ähnliche kleine Figuren auf dem Papier darstellen konnte, und wollten jederzeit eine Aehnlichkeit derselben mit irgend einer anwesenden Person entdecken, so verschieden auch sonst Hautfarbe, Gestalt oder Kleidung seyn mochte. Als ich einst das Gemälde einer Negerin dem Sultan zeigte, so erregte ich in hohem Grade seine Eifersucht; denn er glaubte steif und fest, ich hätte eine seiner Favoritinnen abgezeichnet, und wollte durchaus wissen, wie ich ins Serail hätte kommen können. Viele äußerten, wenn sie Gemälde erblickten, weiter keine besondere Verwunderung, bis sie die Augen erblickten; dann drückten sie ihr Erstaunen und ihr Vergnügen durch ein überlautes Gelächter aus, indem sie zugleich Allah! Allah! schrieen, und den Rücken ihrer offnen Hand an die Stirn legten. Nur Wenige aber begnügten sich bei diesen Ausdrücken ihrer Verwunderung, sondern die Meisten betasteten sogleich die Zeichnung auf eine plumpe Weise mit ihren zwei Fingern, von denen sie jeden auf ein Auge stellten und ausriefen: „das hier sind seine Augen; es ist Abd'allah, Mahomed oder ein andrer unsrer Freunde. Sieh nur seine

Augen! es sind alle beide! Gott ist gnädig! Wie wunderbar! Schön! Ich hätte nicht gedacht, daß ein Mann zu Papier gebracht werden könnte! Das ist wahrhaftig der Caftan, den Hadgi Mahmoud trug! Und guck nur einmal, er hat auch noch eine Nase und einen Mund! Oh! oh! oh! Allah! Allah! Allah!"

Die niedern Volksclassen und die Sclaven, welche beide sich in Farbe und äußerer Gestalt sehr gleichen, arbeiten zusammen. Indessen legen Freie nur dann Hand an, wenn sie Hungers wegen arbeiten müssen; keiner denkt daran, sich Vermögen zu erwerben oder für seine alten Tage etwas zurück zu legen, sondern Jeder lebt von der Hand in den Mund, und ist völlig unthätig, so lange sein Vorrath an Lebensmitteln dauert.

Die Weiber genießen hier mehr Freiheit und werden besser behandelt als die in Tripoli. Die Vielweiberei hat übrigens hier, wie allerwärts, auch die üble Folge, daß die Weiber nichts weniger als keusch sind. Obgleich sie aber gegen die übrigen in der Berberei gehalten, besser behandelt werden, und auch wirklich vergleichungsweise ein glückliches Leben führen. Da sie sich wirklich ganz zufrieden in ihrer Lage fühlen, so sind sie doch nach unserm Begriff in einem von Sclaverei wenig verschiedenen Zustande. Ein Mann würdigt seine Weiber nie, sich mit ihnen zu unterhalten, und wird getadelt, wenn er lange bei ihnen verweilt; er ißt nie zugleich mit ihnen, sondern sie müssen ihm bei Tische aufwarten, und ihm, wenn er schläft, durch fächeln die Fliegen verscheuchen.

Die Autorität der Eltern über die Kinder ist sehr groß; einige Väter aus der vornehmern Classe gestatten ihren Söhnen durchaus nicht, so lang sie noch nicht mannbar sind, sich in ihrer Gegenwart niederzusetzen oder mit ihnen zu essen; die Aermern nehmen es weniger genau damit.

Es giebt in Fezzan keine geschriebene Landesgeschichte, und ihre Traditionen sind so entstellt und mit so vielen religiösen und abergläubischen Mährchen untermischt, daß sie durchaus keine Glaubwürdigkeit verdienen. Bei den Eingebornen selbst stehen aber die in großem Ansehen, welche Geschichte „aus der alten Zeit der Väter" zu erzählen wissen. Sonst giebt es aber mehrere Sammlungen religiöser Schriften und Traditionen, welche in allgemeinem Ansehen stehen. Die Psalmen Davids, der Pentateuch, Salomons Schriften und manche Auszüge aus den Propheten sind ziemlich allgemein bekannt und werden sehr hochgeschätzt. Wir hatten eine Arabische Uebersetzung des neuen Testaments bei uns, welche von denen, die lesen konnten, begierig gelesen wurde; sie fanden darin weiter keinen Anstoß, als daß unser Erlöser als Sohn Gottes dargestellt wurde. Man schiebt alle Schuld davon, daß Mahomeds Name nicht im neuen Testament vorkommt, auf den St. Paulus; Christus soll nämlich Mahomeds Ankunft ebenfalls geweissagt, Paulus aber diese Stelle ausgestrichen haben, weßwegen man den letztern einen Kaffir betitelt und er in sehr übeln Rufe steht.

Ich füge dieser allgemeinen Uebersicht über Fezzan und seine Bewohner hier noch einige allgemeine Bemer-

kungen über die große Wüste und die verschiedenen Benennungen ihrer Theile bei.

Auf allen Karten wird der Name Sahara gebraucht, um die ungeheure Landstrecke in Nordafrica zu bezeichnen, die auch unter dem Namen der großen Wüste bekannt ist. Oasen dagegen nennt man die einzelnen fruchtbaren Districte oder Eiländer in der Wüste, und man hält das Königreich Fezzan selbst für eine Oase, wiewohl irrig, indem es selbst eine bloße Wüste ist, mit Ausnahme der wenig bebauten Gegenden in der Nähe der Städte und Dörfer.

Für die verschiedenen Arten von Wüsten und Steppen haben nun die Araber folgende zehn verschiedene Benennungen: Sahar, Ghrood, Sereer, Warr, Hatia, Wisheh, Ghraba oder Jezeera, Zoobker, Wadey, Gibel.

Sahar ist die Bezeichnung für eine wüste Gegend, woselbst sich durchaus nichts findet als eine bloße Sandfläche ohne alle Vegetation, Wasser, Steine, Felsen, mit einem unbeschränkten Horizont und ohne betretene und erkennbare Wege.

Ghrood ist eine mit Sandhügeln bedeckte Wüste, welche von verschiedener Höhe und ungemein schwierig zu passiren sind; nur selten wachsen auf ihren Gipfeln einige Palmen.

Sereer ist der Name für Ebenen, deren Oberfläche mit Kies bedeckt ist, von dem der Wind den Sand weggeweht hat. Der Kies ist meistens klein und bröcklich, oft so gerundet, wie die Kieselsteine an der Meeresküste, und in einigen Gegenden giebt es eine Art desselben, die so

glänzend und glatt aussieht, als wäre sie sorgfältig polirt worden.

Warr heißt eine unebene, mit großen zerstreut umher liegenden Felsblöcken bedeckte Wüste. Man braucht dieß Wort vorzüglich auch von den Gipfeln der Grenzgebirge von Soudan und überhaupt von allen den Landstrichen, welche ihres steinigten Bodens wegen sehr schwer zu passiren sind.

Hatia bedeutet eine Gegend, welche in geringem Grade Spuren von Vegetation trägt, indem daselbst einiges kleines Buschwerk hie und da wächst, welches Cameelen zum Futter oder Reisenden zur Feuerung dient.

Den Namen Wisheh führen Sandhügel oder Ebenen, auf denen bloße wilde, keine Früchte tragende Dattelbüsche stehen. Alle diese Wishehs scheinen früherhin das gewesen zu seyn, was man

Ghraba oder Jezeera nennt, nämlich solche Gegenden, auf denen zwar fruchttragende oder cultivirte Palmen wachsen, in deren Nähe aber keine Stadt oder Dorfschaft liegt. Der andere Name dafür, Jezeera, ist übrigens meines Wissens nur in Fezzan gebräuchlich.

Soobker heißen eine Art Salzebenen, welche im Winter morastig sind, aber im Sommer durch die Sonnenhitze ausgetrocknet werden und eine rauhe bröckliche Oberfläche bekommen; oder auch solche, wo Erde oder Sand und Salz sich zu einer einzigen Substanz gemischt hat, welche den Steinen gleicht, und eben so hart wie diese ist. Zwischen Traghan und Mafen ist eine solche Ebene, welche über 3—4 Meilen breit und 25 Meilen lang ist.

Wadey, eine Bezeichnung, der ich mich häufig bedient habe, heißt ein Thal, in welchem sich Gebüsche finden, oder durch welches Regenbäche sich ein Bette gewühlt haben. Nahe bei Tripoli sind die Wadeys oft das Bette sehr reißender Bergwasser, aber in Fezzan, wo es fast nie regnet, nennt man überhaupt alle Vertiefungen, in denen Pflanzen wachsen können, mit diesem Namen, ohne daß übrigens der größere oder geringere Flächeninhalt einen Unterschied macht; daher eine kleine Bergschlucht, in der acht oder zehn Cameele neben einander stehen können, eben so gut eine Wadey ist, als das breiteste Thal sammt seinen Städten und Dattelwäldern.

Gibel bezeichnet einen wüsten Berg. Berr ist der allgemeine Ausdruck im Arabischen für Gegend oder District.

In keiner Gegend der Wüste findet sich Wasser auf der Oberfläche, daher es zu verwundern ist, wie Antelopen, Büffel und andere Thiere dennoch so zahlreich an vielen Orten seyn können. So findet man auch häufig in tiefen Löchern Ratten in einer Entfernung von 20 bis 30 Meilen von Gesträuchen oder Buschwerk, und es ist ganz unbekannt, wovon sie sich nähren, da die kleinen Eidechsen und Schlangen, die sich dort finden, viel zu behend und rasch sind, um von ihnen gehascht werden zu können. In einigen Gegenden ist das einzig lebendige Geschöpf, was man auf einer mehrere Tagereisen langen Strecke sieht, ein kleines spinnenähnliches Insect, welches Nagat Allah oder Gottescameel heißt. Roßkäfer (beetles) giebt es in der Nähe von den Orten, wo Kafflés bivouakiren oder in der Nachbarschaft von Gebüschen, und ihre sonderbaren Spuren

sind so deutlich in dem Sand ausgedrückt, daß ich oft ein Paar Meilen weit die Fährte desselben Insects verfolgen konnte.

Man kann sich nichts Schauerlicheres und Grausen Erregenderes denken, als die in der Wüste herrschende tiefe ununterbrochene Stille, besonders wenn die Oberfläche bloß sandig ist. Ich habe mich manchmal des Nachts ein wenig von dem Kafflé entfernt, so daß ich mich außer dem Bereich der Schallstrahlen des Geräusches befand, welches die Pferde, Cameele oder Menschen machten, und habe dann Empfindungen gefühlt, die ich unvermögend zu beschreiben bin, wenn ich mich athmen oder den Schall hörte, den mein Körper beim Stillestehen verursachte. In der Nähe von Städten oder solchen Gegenden, in denen Thiere sich nähren können, wird das traurige Schweigen der verödeten Natur des Nachts nur durch das dumpfe Gebrüll und Geheul von Hyänen und Schakals unterbrochen, welche um die Kafflés herumschleichen.

Der Anschein von Wasser in der Ferne ist in den Sand- oder Kiessteppen sehr häufig und so täuschend, daß man ihn durchaus nicht würde von einem Fluß unterscheiden können, wenn man beide zu gleicher Zeit sähe. Die Araber nennen dieß sonderbare Phänomen Shrab, und pflegten sich anfangs oft den Scherz mit uns zu machen, uns mit der Hoffnung baldiger Löschung unsers Durstes zu täuschen; es ist dasselbe übrigens bereits von so vielen Reisenden beschrieben worden, daß alle weitere Notizen hierüber überflüssig seyn möchten. Ueberhaupt täuscht sich der Blick beim Sonnenschein in Hinsicht auf die Entfer-

nung und Größe der gesehenen Gegenstände gar sehr; oft erfreute ich mich an der Hoffnung, unter einem breiten wohlbelaubten Baum, den ich in der Ferne erblickt hatte, ausruhen zu können, aber wenn ich nun heran kam, so war es ein so kleiner Busch, der nicht einmal meine Hand beschatten konnte. Auch sehen Sandhügel, wenn sie von der Sonne beschienen werden, sehr viel weiter entfernt aus, als sie es wirklich sind.

Fast in allen Warrs oder den steinigten Wüsten finden sich kleine aufgerichtete steinerne Pfeiler, welche von Reisenden als Merkzeichen oder Wegweiser aufgestellt worden sind. Sie heißen im Arabischen Stalum (Lehrer); manche von ihnen aber führen besondere Namen, weil die Kafflés in ihrer Nähe gewöhnlich zu rasten pflegen. — —

Nachdem ich alle meine Angelegenheiten in Murzuck in Ordnung gebracht, und von meinen Freunden und dem Sultan Abschied genommen hatte, reiste ich in Begleitung Mohammed el Lizaris am 10. Februar von Murzuck ab. Muknis Sohn, Aleiwa, hatte mich noch zuvor mit einem trefflichen Maherry beschenkt, den er selbst geritten hatte, und den ich Sr. Majestät meinem allergnädigsten Könige zu verehren beschloß. Wir nahmen unsern Weg über Sockna, woselbst wir uns mehrere Tage aufhielten und sehr gastfreundlich aufgenommen wurden, indem Lizari früher in dieser Stadt Cadi gewesen war, und daselbst noch viele Freunde und Bekannte hatte. Am 3. März verließen wir Sockna und setzten unsre Reise nach Tripoli durch die traurige Wüste fort, in der ich selbst beinah umgekommen wäre. Ich war nämlich am Vormittag des 9. Märzes

unterwegs von einem so heftigen Fieberanfall überrascht worden, daß ich hinter dem Kafflé mit meinem Pferde zurückbleiben mußte, um mich etwas auszuruhen. Gegen 1 Uhr hatte ich mich etwas erholt und machte mich auf den Weg, um den Kafflé wieder einzuholen. Ich folgte der Fährte der Cameele und Pferde, unglücklicherweise aber verlor ich sie bald, als ich von der sandigen Oberfläche in eine mit Kies bedeckte Ebene kam. Auf gut Glück ritt ich weiter, doch konnte ich keine Spur meines Kafflés entdekken. Ich erstieg den höchsten der dortigen Sandhügel, um mich umzuschauen, strengte aber vergebens die Sehnen meiner Augen an; nichts war nach allen Richtungen zu erblicken. Jedoch glückte es mir, nach der Stelle zurück zu gelangen, wo ich die letzten Spuren des Kafflés bemerkt hatte. Ich feuerte hier mein Gewehr ab, aber nichts antwortete mir oder unterbrach die furchtbare Stille, welche mich umgab.

Meine Lage war sehr beunruhigend, da ich die traurige Aussicht vor mir sah, Hungers sterben zu müssen. Ich untersuchte meinen Mantelsack, fand aber auch nicht einen einzigen Brocken Brod oder andere Speise darin, auch mein Pulverhorn hatte ich bei meinem übrigen Gepäck zurückgelassen, aber mein Tagebuch hatte ich bei mir, in dem ich alle Gegenden, durch die wir gekommen waren, bemerkt hatte. Als ich dasselbe nachsah, fand ich, daß ich, ich mochte nun vor- oder rückwärts reiten, bis zu dem nächsten Brunnen zwei Tagereisen hatte, diese aber konnte mein Pferd unmöglich ohne Futter und Tränkung zurücklegen. In dieser äußersten Lage schien mir kein anderes

Rettungsmittel meines Lebens übrig zu bleiben, als mein armes Pferd zu tödten, und von seinem Fleisch so lange zu leben, bis sich vielleicht in der Nähe grade ein Kafflé zeigte, der mich mitnähme, wiewohl die Wahrscheinlichkeit hierzu nicht sehr groß war, da um diese Zeit diese Straße nicht sehr besucht wurde. Nachdem ich aber erst noch einige Zeit über meine traurige Lage nachgedacht hatte, fuhr mir plötzlich der Gedanke durch den Kopf, ob ich mich nicht, statt mein Roß zu tödten, seiner Leitung überlassen sollte. Ich ließ ihm daher ganz die Zügel und gestattete ihm, sich einen beliebigen Weg zu wählen, der von dem von mir früher für den richtigen gehaltenen ganz verschieden war. Nach einiger Zeit bemerkte ich, daß ich über die Kiesfläche wieder hinaus zu einer Wadey gekommen war, welche dicht mit Talhbäumen bepflanzt, deutliche Merkmale zeigte, daß kürzlich ein Kafflé über ihre Fläche gezogen war, dessen Spuren ich auch sehr bald in dem sandigen Boden entdeckte und verfolgte. Was ich bei dieser unerwarteten Rettung durch die Hand der Vorsehung empfand, läßt sich besser fühlen, als beschreiben. Als ich nun auf dem rechten Wege weiter ritt, bemerkte ich eine arme Negerin, die erschöpft und krank unter einem Busch liegend, von unserm Kafflé zurückgeblieben war, um daselbst unbemerkt zu sterben.

Da ich selbst eben erst dem Schrecken eines langsamen Hungertodes entgangen war, so fühlte ich zehnfaches Mitleid mit dem Zustand des armen Geschöpfs; ich setzte sie mit vieler Mühe auf mein Pferd und ging langsam neben demselben her, weßwegen sich aber meine Ankunft bei unserm Kafflé sehr verzögerte, wo Alles meinetwegen in nicht geringen Sorgen war. Da sie lange vergebens darauf gewartet hatten, daß ich endlich nachkommen würde, so

hatten sie einige Stunden früher Halt gemacht, und ein Paar Cameeltreiber mit einem Cameel mit Wasser und Lebensmitteln ausgeschickt, um mich aufzusuchen. Diese trafen mich auch schon, nachdem sie erst eine kleine Strecke von dem Kafflé sich entfernt hatten, und froh eilten wir dann zusammen demselben zu. Als ich dem Herrn jener Negerin, der von ihrem Zurückbleiben nichts gewußt hatte, dieselbe wieder übergab, so dankte er mir nicht einmal dafür, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte dieser Unmensch das arme Geschöpf noch derb ausgeprügelt, wenn ich dieß nicht verhindert hätte.

Wie viel überhaupt die unglücklichen Sclaven bei diesen Zügen durch die Wüste leiden müssen, ist unbeschreiblich. Kleine Kinder, sobald sie nur über 5 Jahre alt sind, müssen so gut über den brennenden Sand zu Fuße gehen, als ihre armen Eltern; Alle bekommen täglich als Kost nur ein Quart Datteln des Morgens für die Person, und ein halbes Nößel Mehl, woraus zur Abendmahlzeit Bazeen gemacht wird, von dem die Portion ungefähr zwei Fäuste stark ist. Trotz ihres Elends und Jammers aber machte ich doch sehr oft die Bemerkung, daß, wenn sie auch noch so erschöpft und matt waren, alle durch irgend ein Lied, das einer von ihnen zu singen begann, und in das Alle im Chor einstimmten, plötzlich erfrischt und ermuthigt wurden. Ihre Ausdauer in den unsäglichen Beschwerden und Entbehrungen, besonders des Wassers, ist außerordentlich, indem die Meisten nur ein einzigesmal des Tags zu trinken bekommen.

Am 25. März 1820, grade nach einem Jahre Abwesenheit, kam ich glücklich wieder in Tripoli an, und wurde von dem Consul und meinen übrigen Freunden, die mir bis Tejoura entgegen geritten waren, so herzlich empfangen als ich nur wünschen konnte. Nachdem ich 14 Tage darauf dem Dey vorgestellt und von ihm gnädig aufgenommen und mit einem schönen Pferde beschenkt worden war, so verließ ich in Gesellschaft meines treuen Reisegefährten, Belford, der noch immer völlig taub und sehr abgezehrt war, und dieß wohl immer bleiben wird, Tripoli am 19. Mai und kam mit ihm durch Frankreich reisend, am 29. Juli 1820 glücklich wieder in London an.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lyon, George F.

Reise im nördlichen Africa in den Jahren 1818, 1819 und 1820

Jena 1822

It.sing. 626 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467391-6